

AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

Geschlechtergerechte Sprache

*Anne Wizorek · Andreas und
Silvana Rödder · Nele Pollatschek ·
Anatol Stefanowitsch · Helga Kotthoff ·
Thomas Kronschläger*

SECHS PERSPEKTIVEN

Horst J. Simon

SPRACHE MACHT EMOTIONEN

Carolin Müller-Spitzer

ZUM STAND DER FORSCHUNG

Peter Eisenberg

WEDER

GESCHLECHTERGERECHT

NOCH GENDERSENSIBEL

Miriam Lind · Damaris Nübling

SPRACHE UND

BEWUSSTSEIN

*Kristina Bedijs · Bettina Kluge ·
Dinah K. Leschzyk*

WIE GENDERN DIE ANDEREN?

DISKURSE IN SPANIEN,

BRASILIEN UND FRANKREICH

Kristina Peuschel

GENDERGERECHTE SPRACHE

AUS DER PERSPEKTIVE DES

LEHRENS UND LERNENS

APuZ

ZEITSCHRIFT DER BUNDESZENTRALE
FÜR POLITISCHE BILDUNG

Beilage zur Wochenzeitung Das **Parlament**

Geschlechtergerechte Sprache

APuZ 5-7/2022

ANNE WIZOREK · ANDREAS UND
SILVANA RÖDDER · NELE POLLATSCHEK ·
ANATOL STEFANOWITSCH · HELGA KOTTHOFF ·
THOMAS KRONSCHLÄGER

SECHS PERSPEKTIVEN

Was bedeutet Geschlechtergerechtigkeit in der Sprache, und wie ließe sie sich herstellen? Die sechs Perspektiven bilden Schattierungen einer Debatte ab, in der es mehr gibt als nur glasklare Positionierungen für oder gegen das Gendern.

Seite 04–15

HORST J. SIMON

SPRACHE MACHT EMOTIONEN

Welche Instanzen sind für sprachliche Normsetzung maßgeblich, und welche Akteure beeinflussen Sprachwandel am stärksten? In der Debatte ums Gendern zeigt sich, dass Sprache vielleicht gar nicht die primäre Diskursmotivation ist.

Seite 16–22

CAROLIN MÜLLER-SPITZER

ZUM STAND DER FORSCHUNG ZU GESCHLECHTERGERECHTER SPRACHE

Die Diskussion um geschlechtergerechte Sprache erschöpft sich allzu oft in Pro- und Contra-Positionen. Dabei gibt es eine Bandbreite von linguistischen Aspekten und empirischen Studien zum Thema zu betrachten.

Seite 23–29

PETER EISENBERG

WEDER GESCHLECHTERGERECHT NOCH GENDERSENSIBEL

Sprachliches Gendern vergeht sich an unserem höchsten Kulturgut und führt oftmals zu autoritärem, widerrechtlichem Verhalten. Mit Geschlechtergerechtigkeit oder Gendersensibilität hat all das kaum etwas zu tun.

Seite 30–35

MIRIAM LIND · DAMARIS NÜBLING

SPRACHE UND BEWUSSTSEIN

Zwischen Sprache, Geschlecht und Bewusstsein besteht ein komplexes Beziehungsgeflecht. Um es zu verstehen, braucht es die Einsicht, dass Sprache bewusstseinsbildend sein kann – und einen differenzierten Geschlechterbegriff.

Seite 36–42

KRISTINA BEDIJS · BETTINA KLUGE ·
DINAH K. LESCHZYK

WIE GENDERN DIE ANDEREN? DISKURSE IN SPANIEN, BRASILIEN UND FRANKREICH

Wie wird in Spanien, Brasilien und Frankreich über geschlechtersensible Sprache debattiert? Die Beispiele zeigen, dass nicht die jeweilige Sprachstruktur entscheidend ist, sondern politische Gegebenheiten und Haltungen.

Seite 43–48

KRISTINA PEUSCHEL

GENDERGERECHTE SPRACHE AUS DER PERSPEKTIVE DES LEHRENS UND LERNENS

Im Kontext des Deutschlernens gibt es keinen Grund, gendergerechte Sprache nicht auch als Lerngegenstand zu etablieren. Welche Chancen und Hürden damit verbunden sind, ist jedoch noch nicht ausreichend erforscht.

Seite 49–54

EDITORIAL

„Nun sag’, wie hast du’s mit dem Gendern?“ Die Frage nach der Art und Weise geschlechtergerechten Sprachgebrauchs scheint zur modernen Gretchenfrage geworden zu sein. Sie betrifft nicht nur ausnahmslos alle, die Deutsch sprechen oder schreiben, sie ist oftmals auch mit einem Bekenntnis beziehungsweise der Zuschreibung einer Haltung verbunden, die weit über sprachliche Geschmacksfragen hinausweist und bis ins Weltanschauliche reicht. Die vehement geführte Debatte um Gendersternchen und generisches Maskulinum – und um alles, was dazwischen liegt – trägt mitunter Züge eines Kulturkampfes, bei dem Sprache nur stellvertretend für andere gesellschaftliche Großthemen verhandelt wird.

Das Anliegen geschlechtergerechter Sprache erscheint indes nicht vermessend: Es geht um die sprachliche Gleichberechtigung und Sichtbarmachung aller Geschlechter, um die heutige gesellschaftliche Realität besser abzubilden, als es allein mit männlichen Personenbezeichnungen möglich sei. Denn auch, wenn sie geschlechterübergreifend gemeint sind, erzeugen männliche Formen nach wie vor eher Vorstellungen von Männern. Während Beidnennungen wie *Bürgerinnen und Bürger* oder *Ärztinnen und Ärzte* zumindest in öffentlichen Anreden mittlerweile Standard sind, entzündet sich Streit vor allem um Schreib- und Sprechweisen, die auch nicht-binäre Menschen einschließen – etwa *Bürger*innen* und *Ärzt:innen*.

Der Rat für deutsche Rechtschreibung empfiehlt Genderzeichen im Wortinnern bislang nicht zur Aufnahme ins amtliche Regelwerk, konstatiert aber zugleich, dass geschlechtergerechte Sprache eine gesellschaftliche Aufgabe sei, „die nicht allein mit orthografischen Regeln und Änderungen der Rechtschreibung gelöst werden kann“. Zugleich führen Kommunen und Hochschulen Leitfäden zur Umsetzung geschlechtergerechter Sprache ein, die ebendiese Zeichen nahelegen. Die Vielfalt dazwischen spiegelt sich auch in APuZ wider: Ob und wie gendert wird, überlassen wir unseren Autorinnen und Autoren.

Johannes Piepenbrink

GESCHLECHTERGERECHTE SPRACHE?

Sechs Perspektiven

Vom Gender-Kampfplatz zum Sprachspielraum

Anne Wizorek

Gendern. Allein das Wort ist schon anstrengend. Das liegt zunächst daran, dass der englische Begriff *gender*, von dem es sich ableitet, bereits seit Jahrzehnten als Kofferwort benutzt wird. Darin wird alles verpackt, was lächerlich, absurd oder sogar bedrohlich ist. Vor allem von konservativer und rechter Seite wird der Gender-Begriff auf diese Weise mit Zerrbildern und Lügen aufgeladen und damit von seiner tatsächlichen Bedeutung entfernt. Gender Mainstreaming wird dann zum Beispiel als „Gender-Wahnsinn“ verunglimpft oder die Geschlechterforschung als „Gender-Ideologie“ zum übermächtigen Feindbild aufgebaut. Dabei steht Gender für das soziale, das gelebte und das gefühlte Geschlecht. Kurz gesagt, ist Gender das Geschlecht, was sich in unserem Kopf abspielt – und nicht das, was wir in unserer Unterhose haben. Für alle Menschen ohne Fachwissen ist es aufgrund der anhaltenden Begriffsverzerrung aber längst weniger nachvollziehbar geworden, was die Diskussion über Gender soll.

Geht es wiederum ums Gendern und darum, wie Geschlecht in der Sprache Ausdruck findet, wird der Koffer an Verfälschungen bereits mitgeschleppt. Als Anglizismus verdeckt er außerdem, worum es konkret geht, nämlich die geschlechtliche Vielfalt unserer Wirklichkeit auch sprachlich besser abzubilden. Unsere Welt besteht nun einmal nicht nur aus Männern, warum sollten wir sie also ausschließlich in männlicher Form denken? Wie wir sprechen und schreiben, drückt immer auch unsere eigene Vorstellungswelt aus und hat wiederum einen Einfluss darauf, was wir uns eigentlich vorstellen. Hier besteht eine Wechselwirkung, denn: Sprache schafft Wirklichkeit – und Wirklichkeit schafft Sprache.

Persönlich bevorzuge ich die Bezeichnung „geschlechtergerechte Sprache“, statt „Gendern“

zu verwenden. Genauer gesagt, benutze ich mittlerweile den Begriff „geschlechtergerechtere Sprache“. Damit lässt sich nicht nur der Gender-Koffer ablegen, sondern es wird klarer, dass Sprache ohnehin nie hundertprozentig gerecht sein kann. Sie kann sich aber annähern und unserer Wirklichkeit dabei *gerechter* werden, als sie es bisher mit dem generischen Maskulinum war.

Das sogenannte generische Maskulinum – also so zu schreiben und zu sprechen, dass immer nur die männlichen Bezeichnungen wie *Schüler, Lehrer, Autor* etc. verwendet werden – das ist, entgegen der allgemeinen Annahme, auch eine Form des Genderns. In der Regel ist das generische Maskulinum bloß die Variante des Genderns, die wir als erste gelernt haben und die uns damit am längsten geläufig ist. Wenn etwas zur Norm wird, ist diese gleichzeitig allgegenwärtig und in ihrer Normalität dennoch unsichtbar. Statt Sprache dann als unseren eigenen Handlungsspielraum wahrzunehmen, „haben [wir] das Gefühl, eine bereits vorhandene Sprache lediglich zu benutzen“.⁰¹ Beim generischen Maskulinum führt es dazu, nicht groß zu hinterfragen, dass Männer jahrtausendlang über gesellschaftliche Strukturen und Konventionen bestimmten und sich das auch auf unsere Sprache auswirkte. Stattdessen soll das generische Maskulinum sogar als „neutral“ verkauft werden, obwohl es unsere Sprache eindeutig männlich prägt. Neben Männern gibt es nun mal auch Frauen und Menschen anderer Geschlechter. Das ist so, seit es Menschen gibt, und damit keineswegs neu oder gar irgendein „Trend“. Auch das Bundesverfassungsgericht hat 2017 mit seinem Urteil zum dritten Geschlechtseintrag diese Realität endlich anerkannt.⁰²

Die Forderungen nach einer geschlechtergerechteren Sprache weisen darauf hin, wie insbesondere Frauen und nicht-binäre Menschen heutzutage immer noch ausgeschlossen und diskriminiert werden. Über Sprache wird Macht ausgeübt, und es muss reflektiert werden, wie das auch in Bezug auf Geschlechter geschieht. Mit Hilfe von Sprache drücken wir jeden Tag aus, was wir denken, was wir wollen, wer wir sind. Sie ist unser wichtigstes

Werkzeug und unzertrennlich mit unserer Identität verknüpft. Gerade mit zunehmendem Alter fällt es uns eher schwer, uns neuen sprachlichen Vorschlägen zu öffnen, da wir uns so auch in unserer Identität angegriffen fühlen. Diese Abwehrhaltung gilt es zu hinterfragen. Wo kommt sie her? Und warum halte ich Sprache für wichtig genug, um damit Männer anzusprechen, aber sträube mich gegen die Sichtbarkeit anderer Geschlechter?

In der Debatte ums Gendern wird gerne vorgeschoben, dass es doch weitaus wichtigere Bausteine zu beseitigen gebe, um zur gewünschten Geschlechtergerechtigkeit zu gelangen. Den Gender Pay Gap abzuschaffen, sei dringender, als das Gendern in Schrift und Wort zu etablieren, weil dieses gar keine direkte Geschlechtergerechtigkeit auslösen könne. Das ist allerdings ein Strohmännchen-Argument, schließlich wird nirgends behauptet, dass geschlechtergerechtere Sprache wie ein Zauberspruch direkt ins feministische Paradies führt. Auch die Einführung des Frauenwahlrechts vor gut hundert Jahren hat uns nicht automatisch in den Zustand einer geschlechtergerechten Gesellschaft versetzt, ebenso wenig die Wahl der ersten Bundeskanzlerin 2005. Zusammengenommen bringen uns all diese Schritte aber immer weiter, um eine Gesellschaft möglicher zu machen, in der niemand mehr aufgrund des Geschlechts diskriminiert wird.

Geschlechtergerechtere Sprache anzuwenden, ist also kein Allheilmittel, sondern vielmehr ein Baustein im Gesamtbild. Dabei dürfen wir bestehende Probleme nicht gegeneinander ausspielen, sondern können uns genauso gegen die schlechte Bezahlung in sozialen Berufen einsetzen wie gegen sexualisierte Gewalt, Altersarmut oder eben diskriminierende Sprache. Zumal diese Probleme mit dem Blick auf große Ganze alle miteinander verwoben sind und deshalb die symbolische Ebene ebenso angegangen werden muss wie die praktische. „Jede unkonventionelle Sprachänderung schafft eine Grundlage für eine veränderte Vorstellung. Daher verfügt sie auch über das Potenzial eines großen sozialen Wandels“, bringt es Lann Hornscheidt, Professorin für Gender Studies und Sprachhandeln, auf den Punkt.⁰¹

01 Lann Hornscheidt, *Sprachgewalt. Erkennen und sprachhandelnd verändern*, Berlin 2018, S. 5.

02 Vgl. Bundesverfassungsgericht, *Leitsätze zum Beschluss des Ersten Senats vom 10. Oktober 2017*, 1 BvR 2019/16.

03 Hornscheidt (Anm. 1), S. 6. Hornscheidt versteht sich als genderfrei und nutzt daher die Pronominaform *-ens*.

04 Vgl. Franziska Schutzbach, *Die Rhetorik der Rechten. Rechtspopulistische Diskursstrategien im Überblick*, Zürich 2018.

Während es bei den einen darum geht, den Blick auf unsere Gesellschaft zu erweitern und das Bewusstsein für Diskriminierungen zu schärfen, dürfen wir nicht unterschätzen, dass die Zerrbilder und Lügen von anderen mit Absicht verbreitet werden. Die Debatte ums Gendern ist so anstrengend, weil es nicht um den bloßen Austausch von Argumenten auf einer abstrakten Metaebene geht. Hier wird ein Kulturkampf vom rechten politischen Lager geführt, der reale Konsequenzen hat, vor allem für Menschen marginalisierter Geschlechter. Die Brutalität der Angriffe gegen Gendersternchen, Unterstrich & Co. zeigt immerhin auch, wie weit wir schon gekommen sind. Der Backlash ist auch Teil des Erfolgs. Noch vor zehn Jahren waren geschlechtergerechtere Schreibweisen viel weniger verbreitet. Heute finden sie sich immer öfter auf den Webseiten und Social-Media-Kanälen großer Medienhäuser. Leider sind ebenso viele Medienhäuser besessen davon, Pro- und Contra-Diskussionen zum Thema Gendern zu führen, die selten einen Mehrwert haben, da sie in ihrer Zuspitzung so starr und binär bleiben wie unsere momentane Geschlechterhierarchie. Dabei darf die ablehnende Seite sogar Vergleiche mit der DDR oder dem Nazi-Regime ziehen. Währenddessen muss die befürwortende Seite sachlich und ruhig bleiben, um überhaupt gehört zu werden.

Die realen Geschlechter- und Machtverhältnisse werden so verzerrt und mitunter sogar als „Terror der Minderheiten“ völlig umgekehrt.⁰⁴ Die Anti-Gender(n)-Rhetorik spielt dabei eine zentrale Rolle, rechte Ideologie im gesamten politischen Spektrum der Gesellschaft anschlussfähig zu machen und allgemein zum Angriff auf Geschlechtergerechtigkeit zu blasen. Das lässt sich nicht nur allein daran beobachten, wie zum Beispiel AfD-Mitglieder rund um den Gender-Begriff förmlich verbale Kriegsführung betreiben.

Die Frage ist also: Überlassen wir das Feld jenen, die Sprache in ein reines Waffenarsenal umschmieden? Oder nehmen wir Sprache als lebendige wie politische Handlungsform an? Wollen wir weiter diskriminierende oder verletzende Sprache verwenden? Oder wollen wir etwas daran ändern und gemeinsam überlegen, wie das am besten möglich ist? Und: Finden wir dabei vielleicht auch endlich den Spaß an all dem wieder und die sprichwörtlichen Spielräume, die uns unsere Sprache bietet?

ANNE WIZOREK

ist Beraterin, Referentin und Autorin.

www.annewizorek.de

Sprache und Macht

Andreas Rödder · Silvana Rödder

Gegenderte Sprache soll Frauen und nicht-weibliche oder -männliche Personen sprachlich sichtbar machen, die sich durch das generische Maskulinum nicht vertreten sehen. Dieser Annahme liegt die Vorstellung zugrunde, dass Sprache ein Machtkonstrukt ist. Sie geht auf den französischen Dekonstruktivismus der 1970er und 80er Jahre und die berühmte Formulierung des Philosophen Jacques Derrida zurück: „Es gibt nichts außer Text.“⁰¹ Mit anderen Worten: Es gibt keine Realität jenseits der Sprache, und diese Sprache ist Teil von Machtverhältnissen. Der Umkehrschluss liegt darin, mittels Sprache Benachteiligungsverhältnisse sichtbar zu machen und abzubauen. Diese Bewegung hat in dem Maße zugenommen, wie sich die identitätspolitische Kritik an als männlich, weiß und heterosexuell markierten Ordnungen vor allem in den 2010er Jahren verstärkt hat – wobei der Begriff „geschlechtergerechte Sprache“ seinerseits ein machtpolitisches Instrument ist, weil er andere Formen des Sprechens implizit als „ungerecht“ bezeichnet und ihnen damit Legitimität abspricht. In der Tat hat die moralische Aufladung der Diskussion über Sprache, die weit über den üblichen Sprachwandel hinausgeht (in dem etwa ein Begriff wie der des „Fräuleins“ aus dem Verkehr gezogen wurde), zu einer Polarisierung und Verhärtung insbesondere über den Genderstern geführt.

Denn in dieser Diskussion steht zur Debatte, wer durch Sprache transportierte Benachteiligungen definiert und wer Regeln diskriminierungsfreier Sprache festlegt. Die identitätspolitische Antwort lautet, dass diese Deutungsmacht bei denjenigen liegt, die Opfer von Diskriminierung sind – und letztlich die Eigenwahrnehmung von Benachteiligung entscheidend ist. Damit sind Grundfragen der gesellschaftlich-politischen Verständigung aufgerufen. Denn demgegenüber geht die klassische Auffassung demokratischer Öffentlichkeit davon aus, dass der rationale Diskurs durch „gute Gründe“⁰² bestimmt wird, die intersubjektiv einsichtig und nachvollziehbar sind. Aus identitätspolitischer Sicht hingegen wird diese Auffassung als Machtkonstrukt eines weiß und

männlich dominierten universalen Rationalismus zurückgewiesen – ein altes Dilemma des Postkolonialismus, der den Grundlagen des westlichen Rationalismus doch nicht entkommen kann. Und so kann auch die gegenderte Sprache der argumentativen Auseinandersetzung mit dem generischen Maskulinum nicht entgehen, die auf vier Ebenen geführt wird: einer semantischen, einer grammatikalischen, einer sprachpraktischen und einer politisch-kulturellen.

Auf semantischer Ebene nimmt das generische Maskulinum für sich in Anspruch, dass grammatikalisches und biologisches Geschlecht nicht identisch sind: Ich bin *der* Mensch, *die* Person und *das* Subjekt. Daher stelle das generische Maskulinum als *genus commune* eine vom biologischen Geschlecht unabhängige allgemeine und übergreifende Form der Bezeichnung dar. Demgegenüber schließt die oft als Kompromisslösung verwendete Bezeichnungsform der *Bürgerinnen und Bürger* nicht-binäre Personen nicht ein, sondern befestigt gerade die Binarität. Konsequenterweise ist dies ein Ausschlusskriterium gegenderteter Sprache, wenn es darum geht, nicht-binäre Personen sichtbar zu machen. Alternativ gern verwendete Partizipialkonstruktionen wie *Studierende* wiederum sind nicht immer möglich, sie sind oftmals sachlich falsch (ein schlafender Studierender ist keiner, und ein toter Autofahrender ist ein Widerspruch in sich), und sie funktionieren nur im Plural.

Um auch nicht-binäre Personen sprachlich sichtbar zu machen, ist die einzig konsequente Alternative zum generischen Maskulinum der Genderstern. Er wirft aber auf grammatikalischer, sprachpraktischer und politisch-kultureller Ebene Probleme auf. Denn Sonderzeichen wie Stern, Doppelpunkt oder Unterstrich im Wortinneren passen nicht zum grammatikalischen System der deutschen Sprache, zumal mit ihren Artikeln und Genitivkonstruktionen, und sie stören den Fluss der Sprache. Wer *eine*n Steuerberater*in* sucht, kann dies weder schriftlich noch mündlich korrekt tun, und das gilt erst recht, wenn man sich in die Obhut *des/der Ärzt*in* begibt.

Wenn der Rat für deutsche Rechtschreibung die Empfehlung formuliert, Texte sollten nicht nur sachlich korrekt und verständlich, sondern auch lesbar, vorlesbar und erlernbar sein,⁰³ ist zugleich eine sprachpraktische Ebene angesprochen, auf der wortinterne Sonderzeichen grundsätzliche Probleme hervorrufen. Dies gilt nicht

zuletzt für die Fähigkeit zu vertieftem Lesen und zur konzentrierten Aneignung von Texten, die an Schulen und Hochschulen ohnehin als ein zentrales Bildungsproblem identifiziert wird. Visuelle Stolpersteine beim Lesen erschweren diese elementare Kulturtechnik weiter.⁰⁴

Bleibt noch die politisch-kulturelle Ebene, ist die „geschlechtergerechte Sprache“ doch ein wesentlicher Bestandteil der sogenannten Identitätspolitik. Der Genderstern ist Ausdruck einer bestimmten gesellschaftlich-politischen Auffassung, nämlich der Vorstellung „fluider Geschlechtlichkeit“, die das tradierte binäre Geschlechtersystem von Männern und Frauen infrage stellt. Die Erwartung der Benutzung des Gendersterns wird von dessen Kritikern daher als Geste der Affirmation und als Bekenntniszwang empfunden – verstärkt durch (selbst erlebte) Markierungen von Nutzern des generischen Maskulinums als „rechts“ oder „transphob“.

In solchen Fällen geht gegenderte Sprache mit der Anmaßung einer höheren Moral für die eigenen Auffassungen und der moralischen Diskreditierung des Anderen einher. Die liberale Publizistin Anne Applebaum hat die Auswirkungen eines identitätspolitischen Puritanismus an amerikanischen Universitäten geschildert, der von einem emanzipatorischen Anliegen in repressiven Konformitätsdruck umgeschlagen ist: Ein falsches, als „verletzend“ verstandenes Wort reicht aus, um Mechanismen der Ausgrenzung in Gang zu setzen, die bis zur Vernichtung der beruflichen und sozialen Existenz reichen.⁰⁵ Den „neuen Puritanern“ stehen die Anhänger Donald Trumps gegenüber, die sich in die Blase einer gestohlenen Wahl eingespinnen haben und von dort aus die liberale Demokratie samt ihrer Institutionen unterminieren.

Moralisierung und Polarisierung identifiziert der Politikwissenschaftler Wolfgang Merkel als wesentliche aktuelle Gefährdungen der Demokratie.⁰⁶

Sprache ist das zentrale Medium öffentlicher Auseinandersetzungen. Ihre Eigenschaft als Gemeingut ist zugleich der Schlüssel für einen konstruktiven Umgang mit ihr in der demokratischen Öffentlichkeit. Sie verträgt keine Anmaßung von Wahrheit und kein Oktroi, sondern erfordert rationale Auseinandersetzung und „gute Gründe“. Dabei sprechen zu viele Argumente auf unterschiedlichen Ebenen gegen die eingeführten Formen gegenderter Sprache, zumal sie als eingefordertes Novum der Begründungspflicht unterliegen und nicht das generische Maskulinum. Dessen Eigenschaft als inklusives *genus commune* hingegen ist sachlogisch nicht widerlegt worden. Zugleich haben auch die Vertreter gegenderter Sprache inzwischen erkannt, dass Sprache nicht automatisch die Realität verändert – vielmehr erinnert die Vorstellung, Realität durch Sprache zu verändern, an Praktiken totalitärer Regime. Umgekehrt haben sich fundamentale, historische Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen in den vergangenen Jahrzehnten ohne gegenderte Sprache durchsetzen lassen.

Eine angemessene Konsequenz all dieser Befunde könnte eine zweifache sein: zum einen ein entspannterer Umgang mit der Sprache inklusive dem generischen Maskulinum; zum anderen das Beharren auf Sprachsensibilität. In der persönlichen Anrede gilt das ohnehin – dort sagen auch wir: „Liebe Bürgerinnen und Bürger, liebe Anwesende.“ Ebenso gilt es bei Begriffen, die bestimmte Assoziationen hervorrufen – *Soldaten* zum Beispiel ist nach wie vor mit der Vorstellung von Männern verbunden –, und es gilt gegenüber allen Sprachformen, die als herabwürdigend empfunden werden können. Das geht ohne Moralisation, sondern durch sachliche Begründung und Bereitschaft zur Rücksicht, übrigens auf allen Seiten. Denn Ignoranz wird in der Öffentlichkeit nicht mehr toleriert – auch das ein Beispiel für die Möglichkeiten zivilen Sprachwandels nach den Regeln der demokratischen Öffentlichkeit.

ANDREAS RÖDDER

ist Professor für Neueste Geschichte an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

SILVANA RÖDDER

ist Oberstudienrätin für Deutsch und katholische Religion am Rabanus-Maurus-Gymnasium Mainz.

01 Jacques Derrida, *De la grammatologie*, Paris 1967, S. 227.

02 Julian Nida-Rümelin, *Gründe und Lebenswelt*, Oktober 2006, www.philosophie.uni-muenchen.de/lehreinheiten/philosophie_4/dokumente/jnr_gruende_lebenswlt.pdf, S. 3.

03 Vgl. Rat für deutsche Rechtschreibung, *Geschlechtergerechte Schreibung: Empfehlungen vom 26.3.2021*, www.rechtschreibrat.com/DOX/rfdr_PM_2021-03-26_Geschlechtergerechte_Schreibung.pdf.

04 Vgl. die Stavanger-Erklärung von 130 Leseforschern: *Zur Zukunft des Lesens*, 11.1.2019, www.faz.net/-16000793.

05 Vgl. Anne Applebaum, *The New Puritans*, 31.8.2021, www.theatlantic.com/magazine/archive/2021/10/new-puritans-mob-justice-canceled/619818.

06 Vgl. Wolfgang Merkel, *Neue Krisen. Wissenschaft, Moralisation und die Demokratie im 21. Jahrhundert*, in: APuZ 26–27/2021, S. 4–11.

They: Gendern auf Englisch

Nele Pollatschek

Während meiner Studienzeit in England fragte mich ein Professor: „Stimmt es, dass ihr im Deutschen Angela Merkel immer ‚BundeskanzlerIN‘ nennt?“ „Ja“, antwortete ich. „Angela Merkel ist ‚BundeskanzlerIN‘. Helmut Kohl war Bundeskanzler.“ „Aber machen denn die Feministen gar nichts gegen diesen Sexismus in der Sprache?“, fragte er erstaunt. Ich schaute verwirrt zurück. „Es ist doch sexistisch, wenn das Wort für Frauen, die einen Beruf ausüben, ein anderes ist!“, sagte er. Ich atmete tief durch und erläuterte ihm die Geschichte der geschlechtergerechten Sprache in Deutschland, erklärte die Sache mit dem Plural, den Gender-Gaps und Gendersternchen und dass es vor allem um die Sichtbarmachung weiblicher Identität geht. Dass viele Menschen, wenn sie Berufsbezeichnungen hören, sofort das Bild eines Mannes im Kopf haben und dass wir weibliche Wortformen verwenden – gerade auch in Stellenausschreibungen –, um zu verdeutlichen, dass der Beruf auch von Frauen ausgeübt wird. „Und habt ihr dann auch ein Morphem für schwarze, schwule oder jüdische Menschen?“ „Nein, natürlich nicht“, antwortete ich. „Aber die Standardvorstellung ist doch die eines weißen, christlichen, heterosexuellen Mannes, wäre es dann nicht genauso wichtig, in einer Stellenausschreibung auch deutlich zu machen, dass es auch Juden, Schwarze und Schwule machen können? Wenn Frauen durch Morpheme sichtbar gemacht werden, warum dann nicht auch Juden?“ „Weil das antisemitisch wäre“, sagte ich, und noch bevor der Professor die nächste Frage stellen konnte, wusste ich, dass ich auf sie keine Antwort haben würde. „Wie kann es richtig sein, Weiblichkeit in jeder Berufsbezeichnung als Morphem anzuzeigen, wenn es falsch wäre, Religion, Hautfarbe, Orientierung, Gewicht oder eine Behinderung mit einem Morphem sichtbar zu machen?“ In diesem Moment wurde mir schlagartig klar: Aus der englischen Perspektive ist das „Gendern“, wie wir es in Deutschland betreiben, sexistisch, antiquiert und kein bisschen inklusiv.

Zwar hat das Englische, wie das Deutsche, die Möglichkeit, das weibliche Geschlecht sprachlich in Berufsbezeichnungen anzuzeigen. Diese ist aber

nicht annähernd so weit verbreitet oder grammatikalisch verwurzelt, wie es im Deutschen der Fall ist. Der englische Gedanke ist schlicht und ergreifend dieser: Der Weg zur Gleichheit ist Gleichheit. Wenn wir wollen, dass Männer und Frauen gleich sind, dann müssen wir sie gleich behandeln, auch in der Sprache. Jede sprachliche Sichtbarmachung von Geschlecht hebt das Geschlecht hervor, weist auf Unterschiede hin, betont, dass eben dieses Geschlecht so wichtig ist, dass es in jeder Lebenslage erwähnt werden muss, und zementiert damit die Ungleichheit. Als deutsche Zeitschriften anfangen, statt von *Schauspielern* von *Schauspielern und Schauspielerinnen*, *Schauspielenden*, *SchauspielerInnen*, *Schauspieler_innen* und *Schauspieler*innen* zu schreiben, beschloss der „Guardian“ – die englische Zeitung der progressiven feministischen Linken – nur noch das Wort *actor* zuzulassen und *actress* zu streichen. In ihren Stilrichtlinien erklären sie bis heute, dass *actress*, genau wie *authoress*, *comedienne*, *manageress*, *lady doctor*, *male nurse* und ähnliche Termini, aus einer Zeit kommt, in der Berufe größtenteils einem einzigen Geschlecht offenstanden (meistens dem männlichen). Und dass diese gegenderten Berufsbezeichnungen heute, wo die Berufe allen Geschlechtern offenstehen, nicht mehr verwendet werden sollten.

Die Maskulinität von generischen Berufsbezeichnungen wirft ein Henne-Ei-Problem auf: Sind die Berufsbezeichnungen inhärent männlich und brauchen daher eine parallele weibliche Form, oder sind sie inhärent generisch und wirken nur deswegen männlich, weil sie historisch nur von Männern ausgeführt werden durften? Aus englischer Perspektive ist Letzteres der Fall. Das Wort *Prime Minister* bezeichnet de facto für den Großteil der englischen Geschichte einen Mann, einfach schon deshalb, weil Frauen weder wählen noch gewählt werden durften. Die englische Lösung für dieses Problem ist es nicht, eine weibliche Form einzuführen, obwohl *Prime Ministress* durchaus ginge, sondern eine Frau zu wählen. Spätestens ab 1979, als Margaret Thatcher Premier wurde, wurde das Wort *Prime Minister* de facto generisch und wird mit jedem weiblichen *PM* immer generischer, wobei zur vollen Gleichheit noch einige Dutzend weibliche *Prime Ministers* fehlen.

Hätte Deutschland den angelsächsischen Weg der Geschlechtergerechtigkeit eingeschlagen, dann gäbe es heute Jugendliche, für die das Wort „Bundeskanzler“ in erster Assoziation ein weibliches ist, weil dieses Amt zu ihren Lebzeiten

vor allem von Angela Merkel ausgeführt wurde. Durch die Verwendung der beiden unterschiedlichen Wörter „Bundeskanzler“ und „Bundeskanzlerin“ haben wir uns um diesen Sprachwandel gebracht. Und das, obwohl wir durchaus an die Möglichkeit solchen Wandels glauben, weil wir sie an anderer Stelle bereits erfolgreich eingesetzt haben: Anstatt unverheiratete weibliche Menschen als „Fräulein“ und nur verheiratete weibliche Menschen als „Frau“ zu bezeichnen, haben wir das Wort „Frau“ von der Bedeutungsebene „verheiratet“ getrennt. Wer sich erst mal daran gewöhnt hat, eine Frau zu sein, möchte kein Fräulein mehr sein, und wer sich daran gewöhnt hat, dass das eigene Geschlecht in der Berufsbezeichnung nichts verloren hat, der möchte oft nicht gegendert werden, egal, wie gerecht es gemeint ist. Für mich war es jedes Mal befremdlich, wenn ich in Deutschland aus englischer Gewohnheit auf die Frage, was ich beruflich mache, antwortete, dass ich Student sei, und dann von meinem Gegenüber mit einem entschiedenen „StudentIN“ verbessert wurde. Stimmt ja, dachte ich in solchen Momenten, in Deutschland bin ich ja nicht Student; in Deutschland bin ich Frau.

Das größte Problem für einen Englisch-Geschädigten wie mich ist aber, dass man diesem intuitiven Unbehagen auf keinen Fall Ausdruck verleihen sollte. Denn wenn man das tut, dann bekommt man sofort Applaus aus der ganz falschen Richtung. Nämlich meistens von Konservativen, die sich freuen, wenn eine junge Frau Schwierigkeiten mit dem Gendern hat, und dabei nicht begreifen, dass die Perspektive – die ja nur die englische ist – gar nicht weiter weg sein könnte von der des durchschnittlichen deutschen Gender-Gegners.

Was die Unsichtbarmachung von Geschlechtlichkeit betrifft, ist im englischsprachigen Raum zunehmend das Wort *they* in der Einzahl gebräuchlich. Bei einem Satz wie „the professor said they like the student“ wird an keiner Stelle mehr angezeigt, welches Geschlecht die beteiligten Personen haben. Natürlich gibt es auch in Großbritannien die konservativen Sprachpfleger, die darauf bestehen, dass man doch ein Pluralwort nicht im Singular verwenden kann. Diese stehen allerdings auf sehr dünnem Eis, zum einen, weil diese generische Verwendung von *they* bis ins 18. Jahrhundert weit verbreitet war. Zum anderen, weil es schon seit Shakespeares Zeiten üblich ist, *you* sowohl für die zweite Person Plural (ihr) als auch

für die zweite Person Singular (du) zu verwenden. Keiner käme heute mehr auf die Idee, „du“ mit *thou* zu übersetzen, obwohl dies historisch die korrekte Form ist und *you* eigentlich „ihr“ bedeutet.

Geschlechtergerechte Sprache wird im Deutschen zusätzlich dadurch erschwert, dass es Menschen gibt, die intersex sind, die also keine medizinisch eindeutig als männlich oder weiblich bestimmbaren Genitalien, Hormonhaushalte oder Chromosomensätze haben. Diese biologische Realität wird rechtlich mittlerweile anerkannt, und Formulierungen wie „Journalist (m/w/d)“ sind in Stellenausschreibungen zum Standard geworden. Dennoch stellt sich früher oder später die Frage: Wie nennt man jemanden, der schauspielert und „divers“ ist? *Schauspielende* scheitert spätestens am Artikel (der oder die?). Und wer glaubt, man könne in jeder Singularverwendung mehrere Artikel und einen Gender-Gap mitsprechen, der sollte das mal ausprobieren (Ein_e gute_r Schauspieler_in weiß, wie er/sie ihre/seine Zuschauer_innen unterhalten kann). Noch akrobatischer sind nur die geschlechtsneutralen Zusammenziehungen und x-Formen (Einx gutx Schauspiel-erx weiß, wie xier xiese Zuschauerx unterhalten kann). Auf Englisch ist ein Mensch, der schauspielert und divers ist, einfach *actor* und *they*. *Actor* lässt sich durch beliebige viele Geschlechteridentitäten erweitern, eben weil es diese nicht anzeigt. Die Sätze, die so entstehen, sind leicht zu verstehen: „A good actor knows how they can entertain their viewers.“

Eine vergleichbare Lösung, die niemanden ausgrenzt, konnte ich für das Deutsche bis jetzt nicht finden. Stattdessen wurschel ich mich durch, versuche niemanden zu verletzen, gendere an den Stellen, wo ich weiß, dass es Menschen wichtig ist, wechsele im Zweifelsfall ins Englische und hoffe, dass es niemand merkt. Ich glaube aber, dass wir in Sachen geschlechtergerechte Sprache früher oder später nach Großbritannien blicken werden. Denn für echte Gleichheit und die Inklusion geschlechtlicher Minderheiten meine ich im Vergleich zu erkennen, wer den besseren Lösungsansatz hat: *They do*.

NELE POLLATSCHEK

ist promovierter Literaturwissenschaftler und Autor. 2020 erschien „Dear Oxbridge: Liebesbrief an England“ (Verlag Galiani Berlin). Dieser Text ist eine gekürzte Version des Kapitels „They: Gendern auf Englisch“.

Diagnose: „Männersprache“

Anatol Stefanowitsch

Wenn wir über das Für und Wider des „Genderns“ diskutieren, darf dabei nicht die zugrundeliegende Diagnose aus dem Blick geraten, die die Sprachwissenschaftlerin Luise Pusch vor über 40 Jahren gestellt hat: Das Deutsche ist eine Männersprache.⁰¹ Der Mann ist der sprachliche Normalfall, auf den immer zurückgegriffen wird, wenn es nicht explizit und ausschließlich um Frauen geht – und oft sogar dort, wo das doch der Fall ist.

Deutlich zeigt sich das in der Gebrauchstradition des „generischen“ Maskulinums, mit dem geschlechtlich gemischte Gruppen oder abstrakte Kategorien von Menschen sprachlich so dargestellt werden, als bestünden sie nur aus Männern: „Viele Studenten haben finanzielle Probleme.“ Manchmal betrifft das sogar unmissverständlich weiblich markierte Einzelpersonen: „Meine Tochter ist Student.“ Es zeigt sich aber auch an tief in der Grammatik versteckten Strukturen. Das Fragepronomen „wer“, zum Beispiel, ist nicht nur sprachgeschichtlich in Analogie zum männlichen „er“ entstanden, es verhält sich auch heute noch so, als beziehe es sich auf Männer. So beginnt ein Artikel in der „B.Z.“ vom 9. Februar 2003 mit der Frage: „Was spielt sich in den ersten Wochen im Bauch der Frau ab?“, um dann zu erklären: „Wer schwanger ist, *der* ist nicht krank, *er* muss nur sorgfältiger mit *seinem* Körper umgehen.“

Nun hat das Deutsche immerhin Mittel, um Frauen als solche zu benennen: „Viele Studentinnen“, „Meine Tochter ist Studentin“, „Eine Frau, die schwanger ist“ und so weiter. Wollen wir dagegen auf die Nennung des Geschlechts verzichten oder über nonbinäre Personen sprechen, die sich mit den Kategorien Mann und Frau nicht identifizieren, geht das nur noch im Plural, wo wir aus einem Partizip oder Adjektiv abgeleitete Substantive verwenden können, zum Beispiel *Studierende* oder *Schwangere*. Im Singular funktioniert das nicht: *Der Studierende* ist männlich und *die Studierende* weiblich markiert. Für den Satz „Mein (nonbinäres) Kind ist ...“ fehlt eine entsprechende Form.

Es sind diese Diagnose und die fehlenden Hausmittel zu ihrer Behandlung, die betroffene,

sprachaktivistisch engagierte und linguistisch forschende Menschen dazu inspiriert haben, innovative Therapien zu entwickeln. Die Vorschläge reichen dabei von orthografischen Neologismen mit Binnen-I (*StudentIn*), Unterstrich (*Student_in*) oder Gendersternchen (*Student*in*), bis hin zu tieferen Eingriffen in das Genusssystem und die Wortbildung des Deutschen, etwa mit geschlechtsneutralen Nachsilben *-x* (*dix Studierx*)⁰² oder *-y* (*das Studenty*).⁰³ Diese Lösungen müssen uns nicht auf Anhieb gefallen – sie widersprechen zwar nicht, wie oft behauptet, grundsätzlichen Regeln der deutschen Grammatik, aber sie kratzen an Sprachgewohnheiten von Menschen, in deren sprachlicher Sozialisation das Maskulinum der Normalfall war.

Aber das darf nicht dazu führen, dass die Diagnose wegdiskutiert wird, wie es etwa der Sprachwissenschaftler Peter Eisenberg versucht. Er zieht dabei die sogenannte Markiertheitstheorie heran, die unter anderem auf der Beobachtung beruht, dass bei Wortpaaren mit gegensätzlicher Bedeutung manchmal eines der Wörter als Oberbegriff für beide verwendet werden kann. So kann das Wort „Tag“ den Zeitraum zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang bezeichnen und steht damit in Opposition zu „Nacht“ als Zeitraum zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang. „Tag“ kann aber auch in der Bedeutung „0 bis 24 Uhr“ verwendet werden und damit einen Zeitraum bezeichnen, der Tag und Nacht umfasst. In der Markiertheitstheorie wird das damit erklärt, dass das Wort „Tag“ das Bedeutungsmerkmal ablegen könne, das es von „Nacht“ unterscheidet (hell vs. dunkel). So kann es dann den gesamten Zeitraum bezeichnen, der unter Einbeziehung dieses Merkmals in Tag (hell) und Nacht (dunkel) unterschieden würde.⁰⁴ Genau so seien Maskulina wie „Student“ in der Lage, das Merkmal „männlich“ abzulegen und als geschlechtsneutrale Oberbegriffe für Maskulina und Feminina zu dienen.

Ob die Analogie zwischen „Tag“ als Oberbegriff für „Tag und Nacht“ und „Student“ als Oberbegriff für „Student und Studentin“ tatsächlich funktioniert, sei dahingestellt. Selbst, wenn wir sie akzeptieren, stellt sich ja die Frage, warum das Wort „Tag“ als Oberbegriff dient und nicht das Wort „Nacht“. Eine offensichtliche Erklärung wäre, dass der (helle) Tag für uns der Normalfall ist – die Zeit, in der die meisten gesellschaftlich und kulturell relevanten Aktivitä-

ten stattfinden. Analog dazu ist es die männliche Form, die als Oberbegriff dient, weil der Mann der gesellschaftliche und kulturelle Normalfall ist. Damit aber sind wir wieder bei der Ausgangsdiagnose angelangt: Das Deutsche ist eine Männersprache. Das zeigt – jenseits aller sprachstrukturellen Überlegungen – im Übrigen auch die psychologische Forschung, die in einem Experiment nach dem anderen nachgewiesen hat, dass maskuline Personenbezeichnungen vorrangig (und oft ausschließlich) männlich interpretiert werden.⁰⁵

Auf die Selbstheilungskräfte des Deutschen zu bauen und zu hoffen, dass sich das Problem im Zuge eines natürlichen Sprachwandels von alleine löst, ist ebenfalls keine Option. Im Englischen, das man als heute weitgehend geschlechtsneutrales Vorbild heranziehen könnte, hat der Abbau der grammatischen Markierung von Geschlecht im Zuge eines allgemeineren Lautwandels 500 Jahre gebraucht – solange können Frauen und non-binäre Personen nicht warten. Davon abgesehen sind Sprachwandelprozesse keine Naturgesetze, es wäre also weitgehend Zufall, wenn das Deutsche denselben Weg gehen würde wie das Englische.

Zuweilen findet sich die Behauptung, die Diagnose selbst habe das Problem überhaupt erst verursacht – das Maskulinum habe ursprünglich eine generische Bedeutung gehabt und sei erst durch die verstärkte Verwendung weiblicher Formen

zu seiner auf Männer beschränkten Bedeutung gekommen. Diesen Prozess, so das Argument, könnten wir umkehren, indem wir das Maskulinum als einzige Form verwenden. Tatsächlich gibt es Hinweise darauf, dass die konsequente Verwendung von Doppelformeln (*Studentinnen und Studenten*) die gesellschaftliche Akzeptanz des „generischen“ Maskulinums leicht verringert,⁰⁶ Die Interpretation von Maskulina als männlich findet sich aber auch in Sprachen wie dem Französischen, in denen das Maskulinum (noch) weitgehend unangefochtener Normalfall ist.⁰⁷ Die männliche Bedeutung maskuliner Personenbezeichnungen ist nämlich nicht nur dort angelegt, wo sie generisch gebraucht werden, sondern auch dort, wo das nicht der Fall ist: *der* Mann vs. *die* Frau, *der* Sohn vs. *die* Tochter, *der* Mönch vs. *die* Nonne und so weiter.

Es hilft alles nichts: Die Diagnose vom Deutschen als Männersprache hat allen Versuchen widerstanden, sie zu bestreiten, und Hausmittel wie Partizipien und geschicktes Paraphrasieren können zwar Linderung verschaffen, bekämpfen aber nicht die Ursachen. Wenn wir ein geschlechtergerechteres Deutsch wollen, müssen sich unsere Hoffnungen auf die derzeit vorhandenen innovativen Therapieansätze richten. Auch die sind keine Wundermittel – erste Forschungsergebnisse zeigen zum Beispiel, dass das Gendersternchen zwar (wie auch andere Formen des „Genderns“) die mentale Repräsentation von Frauen erhöht, aber (noch?) nicht die von nonbinären Personen.⁰⁸ Auf der Suche nach einer Lösung stehen wir also erst am Anfang. Die Aufgabe der Sprachwissenschaft ist dabei nicht, eigene Vorschläge zu machen. Wir können aber bestätigen, dass das Problem ein reales ist. Wir können die Wirkungsweise und Wirksamkeit bestehender Vorschläge untersuchen und auf der Grundlage linguistischer Modelle Ideen dazu beisteuern, wie neben neuen Formen auch die beabsichtigten Bedeutungen etabliert werden könnten. Wir können der romantisierenden Vorstellung begegnen, die Sprache der Vergangenheit sei natürlich gewachsen und deshalb unantastbar. Und wir können Ängsten begegnen, dass bewusste Eingriffe ins Sprachsystem zu dessen Kollaps führen.

ANATOL STEFANOWITSCH

ist Professor für die Struktur des heutigen Englisch an der Freien Universität Berlin.

01 Vgl. Luise Pusch, Das Deutsche als Männersprache – Diagnose und Therapieansätze, in: *Linguistische Berichte* 69/1980, S. 59–74.

02 Vgl. Lann Hornscheidt, *feministische w_orte*, Frankfurt/M. 2012, S. 293–302.

03 Vgl. Thomas Kronschräger, *Entgendern nach Phettberg*, Braunschweig 2020.

04 Vgl. Eugenio Coseriu, *Einführung in die strukturelle Betrachtung des Wortschatzes*, Darmstadt 1978, S. 237 f.

05 Ein Überblick dieser Studien findet sich in Helga Kotthoff/Damaris Nübling, *Genderlinguistik*, Tübingen 2018.

06 Vgl. Juliane Schröter/Angelika Linke/Noah Bubenhofer, „Ich als Linguist“ – Eine empirische Studie zur Einschätzung und Verwendung des generischen Maskulinums, in: Susanne Günther/Dagmar Hüpper/Constanze Spieß, *Genderlinguistik*, Berlin 2012, S. 359–379.

07 Vgl. Pascal Gyax et al., *Generically Intended, but Specifically Interpreted: When Beauticians, Musicians, and Mechanics Are All Men*, in: *Language and Cognitive Processes* 23/2008, S. 464–485.

08 Vgl. Melissa Koch, *Kognitive Effekte des generischen Maskulinums und genderneutraler Alternativen im Deutschen – eine empirische Untersuchung*, Braunschweig 2021.

Zwischen berechtigtem Anliegen und bedenklicher Symbolpolitik

Helga Kotthoff

Seit rund 40 Jahren beschäftigt uns im deutschsprachigen Raum die Debatte um den Zusammenhang von Genus und Personenreferenz. Traditionell galt in der Sprachwissenschaft dazu eine Ansicht, die der Linguist Theodor Lewandowski unter der Rubrik „Genus“ so formulierte: „Grammatisches Geschlecht; grammatische Kategorie, Merkmal von Substantiv, Artikel, Adjektiv, Pronomen, das sich im Allgemeinen von seiner Bindung an das natürliche Geschlecht fast ganz gelöst hat.“⁰¹ Dies gelte uneingeschränkt auch für Personenreferenz. Vor allem Luise Pusch stieß mit ihrem viel beachteten Buch „Das Deutsche als Männersprache“ jedoch eine Debatte darüber an: „Seit Mitte der siebziger Jahre erlebt mann mit wachsendem Befremden, wie frau die deutsche Sprache instandbesetzt. Früher fand sie keinen Raum in dieser Herrberge, genannt ‚Muttersprache‘ (ausgerechnet). Inzwischen jedoch hat frau sich eingerichtet und mit der Sanierung begonnen. Die Regeln der Grammatik, morsches Gebälk, werden feminisiert und dadurch humanisiert.“⁰²

In der Sprach- und Kognitionspsychologie haben zahlreiche Experimentalstudien zur Wirkung von geschlechterübergreifend gemeinten Maskulina jedoch differenziertere Befunde zutage gefördert, als dass es „keinen Raum“ für Frauen gebe. Elke Heise ließ beispielsweise 150 Versuchspersonen Fortsetzungen von Geschichten produzieren, deren Personennennungen mal als „Vegetarier“ vorkamen, mal als „Vegetarier/innen“ und mal als „VegetarierInnen“. Zudem enthielten die Texte „neutrale“ Nennungen wie „Kinder“ und „Angestellte“. Sowohl die geschlechterübergreifenden Maskulina (im Artikel als „generisch“ bezeichnet) als auch die neutralen Substantive führten zu viel mehr männlichen Realisierungen in den Folgetexten. Dies deutet darauf hin, dass die Dominanz männlicher Personenvorstellungen auch tief in einer kulturel-

len Bilderwelt jenseits von Sprache verankert sein muss. Ausgewogen waren die Nennungen von Frauen und Männern bei den Schrägstrichschreibungen, während bei den Binnenmajuskeln mehr Frauen genannt wurden. Umgekehrt schließt vor allem ein geschlechterübergreifendes Maskulinum im Plural weibliche Nennungen nicht aus, es verringert sie aber je nach Kontext mehr oder weniger deutlich.⁰³

Das Spektrum der gendersensiblen Formulierungen reicht von der Substantivierung von Präsensteilnahmen (*Studierende*), über Beidnennungen (*Studentinnen und Studenten*) bis hin zu Kurzschreibungen mit verschiedenen Zeichen an der Morphemgrenze (*Student:innen*, *Student_innen*, *Student*innen* und andere mehr). Im Mündlichen gehört ein morphologischer Femininplural mit ins Bild, der mit einem Glottisschlag gesprochen wird: *BäckerInnen* wird also „Bäcker-innen“ ausgesprochen. Des Weiteren finden sich Feminisierungen lexikalischer Maskulina (*Gästin*, *Vorständin*) – und zu all diesem ein breiter Unterweisungsdiskurs durch entsprechende Leitfäden von Städten, Hochschulen und Firmen. Der Sprachwandel des Genderns wird auf diese Weise immer stärker institutionell gelenkt.

Die stark im Pro und Contra geführte Debatte ließe sich dadurch entschärfen, dass das generelle Anliegen, in Texten etwas dafür zu tun, dass nicht überwiegend männliche Personen vor unser inneres Auge treten, anerkannt wird – wohl gemerkt: in Texten, nicht in Einzelsätzen. Wenn man dabei auch Praktikabilitätsgesichtspunkte ernst nimmt, kann eine Studie von Jutta Rothmund und Brigitte Scheele als Anregung dienen: Die Psychologinnen gehören zu den wenigen, die ihre Proband(inn)en längere Texte haben lesen lassen.⁰⁴ Ihre Studie zeigt, dass es je nach Kontext und Gegenstand gar nicht nötig ist, einen ganzen Text konsequent durchzugendern, wenn man grundsätzlich um geschlechtersymmetrische Repräsentation bemüht ist.

Statt sich also vermehrt Schreib- und Sprechpraktiken zu bedienen, die wenig irritieren und doch zu gendersymmetrischen Assoziationen führen, beobachten wir ein Hochschrauben von Symbolpolitiken. Verschiedene Gruppierungen innerhalb der Pro-Gendern-Fraktion grenzen sich beispielsweise darüber voneinander ab, welche Zeichen vor dem Femininsuffix gesetzt werden sollen. In den Ende September

2021 beschlossenen Empfehlungen für eine geschlechtergerechte Sprache der Landeskonferenz der Gleichstellungsbeauftragten an den wissenschaftlichen Hochschulen Baden-Württembergs wird verkündet, insbesondere Asterisk, Unterstrich und Doppelpunkt würden geschlechtliche Vielfalt ausdrücken.⁰⁵ Damit wird eine Setzung vorgenommen.

Der Doppelpunkt gewinnt derzeit vor allem an Hochschulen und in Museen an Terrain. In der feministischen Zeitschrift „Missy Magazine“ wird hingegen entschieden gegen diese Schreibungsvariante geschrieben, weil sie zu wenig irritiere: „Sternchen und Unterstrich sind konzipiert worden, um zu einem Nachdenken über die binäre Vergeschlechtlichung der deutschen Sprache anzuregen. Bei Sternchen und Unterstrich geht es nicht um bloße Repräsentation, sondern um eine aktive Störung der Sprech-, Schreib- und Sehgewohnheiten. Der Doppelpunkt sieht für Sehende aus wie ein kleines i, sticht weniger hervor, kommt somit weniger radikal daher und stört sehende cis Menschen vermutlich viel weniger als Sternchen oder Unterstrich.“⁰⁶ Hier wird eine Sprachpolitik aktiver Störung favorisiert. Sprachwandel setzt aber auf Ususbildung und kann mit permanenter Störung gar nicht bewirkt werden. Es kommt somit der Verdacht auf, dass den FreundInnen der laufenden Irritation gar nicht primär an einem machbaren Sprachwandel in Richtung symmetrischer Vorstellungen von Personen verschiedener Geschlechter liegt.

01 Theodor Lewandowski, Linguistisches Wörterbuch 1, Heidelberg 1979³, S. 230.

02 Luise Pusch, Das Deutsche als Männersprache, Frankfurt/M. 1984, S. 2.

03 Vgl. Elke Heise, Sind Frauen mitgemeint?, in: Zeitschrift für Sprache und Kognition 9/2000, S. 3–13.

04 Vgl. Jutta Rothmund/Brigitte Scheele, Personenbezeichnungsmodelle auf dem Prüfstand, in: Zeitschrift für Psychologie 1/2014, S. 40–54.

05 Siehe <https://lakog-bw.de/wp-content/uploads/LaKoG-Empfehlung-Geschlechtergerechte-Sprache-2021.pdf>.

06 Eddi Steinfeldt-Mehrtens, Hä? Was heißt denn: Genderdoppelpunkt?, 8.3.2021, <https://missy-magazine.de/blog/2021/03/08/hae-was-heisst-denn-genderdoppelpunkt>.

07 Petra Gerster übers Gendern: „Mit so viel Wut hatte ich nicht gerechnet“, 15.11.2021, www.rnd.de/medien/petra-gerster-uebers-gendern-mit-so-viel-wut-hatte-ich-nicht-gerechnet-HWPTSEWKOZFKJODOI34O7GN3IY.html.

08 Martin Horn, Vorwort, in: Stadt Freiburg im Breisgau, Geschäftsstelle Gender und Diversity (Hrsg.), Gender & Diversity in Wort und Bild. Formen antidiskriminierender Sprachhandlungen, Leitfaden, Freiburg/Br. 2019³, S. 6.

Ebenso zeugen verschiedene Aussagen von Unterstützern und Betreiberinnen des Genderns davon, dass es ihnen mehr um eine allgemein-progressive Haltungsanzeige geht als um eine Sichtbarmachung von Frauen und anderen nichtmännlichen Personen. So etwa auch im Falle der ehemaligen Fernsehmoderatorin Petra Gerster, die „Geschichte, Herkunft, Ethnie, Hautfarbe und Geschlecht – kurz (...) Identität“ anzuzeigen meint.⁰⁷

Im Leitfaden zu geschlechtergerechter Sprache der Stadt Freiburg heißt es sehr ähnlich im Vorwort des Bürgermeisters Martin Horn: „Der Gender-Gap soll die Grenzen der binären Kategorisierung in der Sprache auflösen und bindet neben der geschlechtlichen Identität und der sexuellen Orientierung weitere soziale Dimensionen mit ein, u. a. Alter, eine mögliche Behinderung, kulturelle Herkunft, Religion oder Weltanschauung.“⁰⁸ Solche Verlautbarungen sind schlichtweg Unsinn. Personenreferenzen wie „Freiburger“, „Schwimmerin“, „Verkäufer“ oder „Chirurgin“ enthalten bestenfalls über die sie umgebenden Texte Informationen dazu, dass die Person eine spezifische Herkunft oder Religion hat. Welche Anzeige soll denn der Asterisk auf welche Weise in Richtung Alter bewirken? Soll ich mir Lehrer_innen älter vorstellen als Lehrer/innen? Welcher Religion hängt der Schwimmer* an?

Gerster und die Freiburger Gleichstellungsstelle wollen kundtun, dass diejenigen, die diese Zeichen verwenden, einer Gruppe angehören, die sich über all dies Gedanken macht. Sprache kommuniziert ja immer irgendwie auch Zugehörigkeit. Wer etwa jugendsprachlich spricht, betreibt das Anzeigen von *doing youth*, auch wenn sie oder er die Jugend lange hinter sich hat. Die Progressivitätsanzeige der Sternchen-, Unterstrich- und Doppelpunkt-Nutzung beansprucht zusätzlich moralische Überlegenheit. Praktiken des Moralisierens so stark in mündliche und schriftliche Ausdrucksweisen einzuschreiben, dient einer Verschärfung des Pro- und Contra-Diskurses. Ein gelassener Umgang mit je nach Kontext mehr oder weniger Gendern sieht anders aus.

HELGA KOTTHOFF

ist emeritierte Professorin für Germanistische Linguistik an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

Entgendern nach Phettberg

Thomas Kronschläger

Geschlechtsneutral zu formulieren, ist im Deutschen nicht einfach. Sobald wir versuchen, über Menschen zu sprechen, schleichen sich geschlechtsspezifische Pronomen ein, und bei Verwandtschaftsbezeichnungen wie „Schwester“ oder „Vater“ ist das Geschlecht ohnehin immer mit dabei. Dabei kann es in vielen Fällen im Alltag durchaus sein, dass ich das Geschlecht einer Person nicht kenne oder nicht festlegen möchte: Bin ich neu in einer Stadt und frage nach Empfehlungen für zahnmedizinische Behandlungen, ist das Geschlecht der behandelnden Person zunächst einmal unwichtig. Sobald ich aber nach einem Zahnarzt frage, lege ich das Geschlecht schon ein Stück weit fest. Es ist von der sprachlichen Flexibilität meines Gegenübers abhängig, ob ich auch Zahnärztinnen empfohlen bekomme.

Wie aber spreche ich über eine Person, ohne ihr ein Geschlecht anzukategorisieren? Häufig wird mit Partizipialformen wie *Studierende* oder *Lehrende* gearbeitet, und in vielen Fällen klappt das auch. Auch sogenannte Fluchtwörter wie *Lehrkraft* oder *Vorsitz* finden häufig Anwendung. Allerdings funktioniert das im ersten Fall im Singular schon weniger gut – geht es um *den* oder *die* Studierende? –, und Fluchtformen können nicht zu allen Wörtern gebildet werden.

Gegenwärtig sind zudem einige Formen in Verwendung, die mit Sonderzeichen operieren. In der Debatte stehen dabei der Genderstern sowie mittlerweile vor allem der Doppelpunkt, also Formen wie *Leser*innen* und *Leser:innen*.⁰¹ Die Linguistin Helga Kotthoff verwies jedoch bereits 2017 darauf, dass die Form an sich noch nicht die Bedeutung mittransportiere und kritisierte, „dass die prototypischen Aufrufungen von Personenreferenzen erfahrungsgesättigt sein müssen und nicht über Grapheme evozierbar sind“.⁰² Auch wenn ein solches Erfahrungssammeln durchaus auch anhand grafischer Formen möglich ist, lassen sich Formen, die nicht allein grafisch ausgedrückt werden, häufig einfacher anwenden und besser verbreiten. Ein Beispiel dafür ist das geschlechtsneutrale Pronomen *hen* im Schwedi-

schen, das 2015 in die Wortliste der Schwedischen Akademie aufgenommen und erfolgreich in den Sprachgebrauch integriert wurde.⁰³ Ebenso werden im Deutschen geschlechtsneutrale Formen vorgeschlagen, die ohne Sonderzeichen auskommen. Prominente Beispiele sind die *x*-Form und die *ens*-Form, bei denen aus *Leser*in Lesx* beziehungsweise *Lesens* wird.⁰⁴ Unterschiedliche sprachliche Communitys arbeiten weiter an kreativen und nutzbaren Lösungen – und so werden auch immer wieder neue Formen gebildet und verwendet.⁰⁵

Ein weiterer Vorschlag für geschlechtsneutrales Formulieren – und damit eine Möglichkeit, allen Geschlechtern gerecht zu werden – ist das Entgendern nach Hermes Phettberg. Der österreichische Künstler und Schriftsteller nutzte diese Form erstmals 1992 in seiner Kolumne „Phettbergs Predigtendienst“ in der Wiener Wochenzeitung „Falter“. Auch sie funktioniert ohne Sonderzeichen und baut auf dem bestehenden Sprachsystem auf: Für alle Personenbezeichnungen wird der neutrale Artikel „das“ verwendet, an den Wortstamm wird im Singular *-y* und im Plural *-ys* angehängt. Das bedeutet, aus *Leser*innen* werden *Lesys*. Das gilt für alle Personenbezeichnungen, die mit der Endung *-er*in* gebildet werden, und auch für alle anderen Personenbezeichnungen. Aus dem*der *Lehrer*in* wird *das Lebry*, aus *Wirt*innen* werden *Wirtys* und so weiter. Das Pronomensystem folgt dabei der bestehenden grammatischen Form des Neutrums, zum Beispiel: „Das Wirty hat seinen Lippenstift vergessen“.

Dass die Form des Possessivpronomens der maskulinen Form ähnelt, mag auf den ersten Blick befremdlich wirken, ist aber analog zu Sätzen wie „Das Mädchen hat seinen Hamster gefüttert“ oder „Das It-Girl hat gestern mit seiner Freundin die Quiz-Sendung gewonnen“. Die deutsche Grammatik lässt in solchen Fällen erst seit Kurzem die Verwendung von femininen Possessivpronomina „ihren“ beziehungsweise „ihrer“ zu.

Das Entgendern nach Phettberg ermöglicht es vor allem, über Personen zu sprechen, deren Geschlecht unbekannt ist. Es eignet sich auch für alle Pluralformen, wenn mehrere Geschlechter angesprochen werden sollen – sowohl in der direkten Anrede („Liebe Kollegys“, „liebe Mitarbeitys“), als auch, wenn ich über mehrere Personen spreche („Meine Kommilitonys haben ...“). Es er-

laubt mir also, über einzelne und mehrere Personen zu sprechen, ohne ihnen automatisch ein Geschlecht zuzuweisen.

Als Phettberg diese Form erstmals nutzte und gegen Ende seiner Kolumne von „Lesys“ schrieb, verband er dies mit einer Fußnote, in der er die Redaktion bat, diese Form, die nicht von ihm selbst sei, wenigstens einmal stehen zu lassen. Sie solle helfen, „das sprachliche Problem der Ausgrenzung der weiblichen Form [zu] überwinden“.⁰⁶ Dass diese Form allerdings besonders gut dafür funktionieren könnte, mehr als nur zwei Geschlechter anzusprechen, ist aus heutiger Perspektive besonders auffällig. Weitere Recherchen nach früheren Verwendungen brachten kein Ergebnis, auch Phettberg selbst konnte sich nach der langen Zeit nicht an die ursprüngliche Quelle erinnern, weshalb die Benennung „nach Phettberg“ angemessen erscheint, war er doch der erste nachweisbare öffentliche Verwender und Befürworter der γ -Form. Dies sichtbar zu machen, war und ist mir stets wichtig.

Die Anleitung zum Entgendern nach Phettberg fußt auf einer linguistischen Korpusanalyse von Phettbergs Kolumnen. Insofern handelt es sich um eine Form mit Tradition und einem Referenzkorpus, das es erlaubt, nachzuschlagen. Dass gerade literarische Texte neue Ansätze für die Versprachlichung von Geschlecht bieten, ist dabei für mich als Literaturdidaktiker nicht weiter überraschend, führte doch schon die Schrift-

stellerin Verena Stefan 1975 in ihrem Roman „Hütungen“ auch die Form „frau“ als Gegenstück zum Indefinitpronomen „man“ ein.⁰⁷ Dass nicht nur (sprachliche) Communitys sich um Formen geschlechtergerechter und geschlechtsneutraler Sprache bemühen, sondern auch und vor allem Autors, wird gegenwärtig im wissenschaftlichen Diskurs nicht stark rezipiert, liegt aber sehr nahe.

Die Anwendung von Formen zur Versprachlichung von Geschlecht hängt immer von Kontext und Intention ab: Mit welcher Person kommuniziere ich aus welchem Grund in welcher Situation? So wird es Gelegenheiten geben, wo das stärker markierte Kritiker*innen besser passt als das etwas flüssiger zu sprechende Kritikys. Denn vor allem im mündlichen Gebrauch ist die Praktikabilität vieler anderer Formen nicht immer gegeben, aber das muss gar nicht unbedingt negativ sein. Gerade wenn ich die Sichtbarkeit mehrerer Geschlechter priorisieren möchte, sind andere Formen wahrscheinlich wirkungsvoller. Um aber einfach über Personen sprechen zu können, ohne ihnen ein Geschlecht gleich mitzuschreiben, bietet es sich an, das so ähnlich wie Hermes Phettberg zu tun.

Auch wenn es immer wieder als radikal bezeichnet wird: Das Entgendern nach Phettberg ist einfach verwendbar und dennoch auffällig und insofern eine Kompromissform. Dass diese Form dabei Einigen zu wenig weit geht und Anderen zu weit, ist vielleicht ein Zeichen dafür, dass ein großes Missverständnis zuletzt ausgeräumt werden muss: Die eine Form, die alles löst, gibt es nicht. Für manche Sprechers und Schreibers mag es in bestimmten Situationen genau die richtige Form sein, andere bevorzugen eine andere.

01 Kurze Zeit wurde die Doppelpunkt-Variante als besonders geeignet für Leseprogramme diskutiert, vom Deutschen Blinden- und Sehbehindertenverband wird diese Form jedoch explizit nicht empfohlen. Siehe www.dbsv.org/gendern.html.

02 Helga Kotthoff, Von Syrx, Sternchen, großem I und bedeutungsschweren Strichen, in: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 1/2017, S. 91–116, hier S. 102f. Ein Graphem ist die kleinste bedeutungsunterscheidende Einheit in einem Schriftsystem, also beispielsweise ein Schriftzeichen wie das „Sternchen“.

03 Vgl. Marie Gustafsson Sendén/Emma A. Bäck/Anna Lindqvist, Introducing a Gender-Neutral Pronoun in a Natural Gender Language: The Influence of Time on Attitudes and Behavior, in: *Frontiers in Psychology* 6/2015, S. 1–12.

04 Diese Form wird detailliert erläutert in Lann Hornscheidt/ Ja'n Sammla, Wie schreibe ich divers? Wie spreche ich gendergerecht? Ein Praxis-Handbuch zu Gender und Sprache, Hiddensee 2021, S. 53ff.

05 Einige neue Formen werden zum Beispiel auf dem Nichtbinär-Wiki eingeführt und erläutert: <https://nibi.space>.

06 Hermes Phettberg, „Schar“, in: ders., Hundert Hennen. Katechesen 1992–1998, Bd. 1, Berlin 2004, S. 34.

07 Vgl. Verena Stefan, Hütungen, Frankfurt/M. 1994 (1975), S. 34.

THOMAS KRONSCHLÄGER

promoviert im Bereich Literaturdidaktik an der Technischen Universität Braunschweig und ist Science Slammer. Hauptsächlich beschäftigt er sich mit Textauswahl im Literaturunterricht. t.kronschlaeger@tu-braunschweig.de

SPRACHE MACHT EMOTIONEN

Geschlechtergerechtigkeit und Sprachwandel aus Sicht der Historischen Soziolinguistik

Horst J. Simon

Alle Sprachen ändern sich ständig – meist bemerkt der Großteil der Sprachnutzer:innen davon nichts, und in der Regel hat auch kaum jemand ein besonderes Interesse daran. Die weitaus größte Anzahl von Sprachwandelprozessen läuft kleinschrittig unterhalb der Wahrnehmungsschwelle ab, mithin unbewusst und folglich unkontrolliert. Dies betrifft insbesondere die Grammatik, aber auch Bedeutungsaspekte. In der Gegenwartssprache führt das häufig zu sogenannten sprachlichen Zweifelsfällen, bei denen zwei oder mehr Varianten als standardsprachlich angemessen gelten.⁰¹

Zugleich gibt es immer wieder Entwicklungen, die sehr wohl wahrgenommen werden und auffällig genug sind, dass sie das Interesse einer breiteren Öffentlichkeit auf sich ziehen. Offenkundige Beispiele sind lexikalische Neuerungen im Sprachgebrauch Jugendlicher, die alljährlich medial prominent aufgegriffen werden. Doch auch über lange Zeiträume ablaufende grammatikalische Sprachwandelphänomene – zum Beispiel Veränderungen bei der Verbstellung in bestimmten Nebensatztypen oder der Wandel von Konstruktionen mit Genitiven zu bedeutungsgleichen Konstruktionen mit Dativmarkierung – werden mitunter bemerkt. Bezeichnenderweise lehnen Sprachnutzer:innen derlei Neuerungen in vielen Fällen mehr oder weniger vehement ab, sobald sie ihnen bewusst werden.

Das derzeit prominenteste Beispiel für breit wahrgenommenen Sprachwandel sind sicher die Entwicklungen im Bereich der geschlechterspezifischen Personenbezeichnungen: das sogenannte Gendern. In diesem Beitrag sollen am Beispiel der derzeit kontrovers geführten Debatte zu Neuerungen in Bezug auf geschlechtergerechte(re) Sprache einige der Konfliktlinien benannt, die Rolle relevanter politisch-kultureller Akteure beleuchtet und dabei Motive und Mechanismen der (Nicht-)Veränderung der Sprachnormen in diesem Bereich aufgezeigt werden.

FORMWANDEL UND NORMWANDEL

Sprachwandel kann grundsätzlich auf zwei Ebenen stattfinden: Er betrifft *erstens* konkrete Formen, also beispielsweise: „Während früher X üblich war, sagt man heute fast immer Y“. Solche Veränderungsprozesse, bei denen eine Form durch eine andere ersetzt wird, bei im Wesentlichen gleichbleibender kommunikativer Funktion, verlaufen typischerweise über relativ lange Zeiträume. *Zweitens* ändern sich die Normen, denen die Verwendung einer bestimmten Form in der Gesellschaft unterliegt. Dies sind deutlich schneller ablaufende Veränderungsprozesse, die auch von Nicht-Sprachwissenschaftler:innen wahrgenommen werden, zum Beispiel: „Bei uns hat früher fast niemand die Form X verwendet, heute machen das immer mehr Leute.“

Der in dieser Themenausgabe fokussierte Wandel betrifft sowohl die Form als auch normative Aspekte. In Bezug auf die soziale Bewertung der neuen Formen und auch hinsichtlich der Angemessenheit normativer Forderungen herrscht derzeit große Uneinigkeit in der Sprachgemeinschaft des Deutschen. Bevor nun auf die verschiedenen politisch-kulturell-sozialen Akteure eingegangen werden kann, die in dieser Debatte eine Rolle spielen, ist es hilfreich, sich allgemein mit dem Begriff der sprachlichen Norm und den dabei relevanten normsetzenden Instanzen zu beschäftigen.

Grundsätzlich haben Normen unterschiedlich stark ausgeprägte Geltungsansprüche, das heißt, sie sind mit unterschiedlich hohem Durchsetzungspotenzial verbunden. Von einer Ausnahme abgesehen, nämlich der Rechtschreibung, sind sprachliche Normen relativ weich. Wer gegen sie verstößt, gilt vielleicht als eigensinnig, verschroben oder anderweitig sozial auffällig, wird aber

kaum mit strafrechtlicher Verfolgung zu rechnen haben. Aus linguistischer Sicht handelt es sich deshalb bei sprachlichen Normen zumeist um schlichte Gebrauchsnormen, die „das Übliche“ beschreiben, dasjenige, was Leute „normalerweise“ tun. Es ist allerdings so, dass viele Menschen, genau um nicht als (sprach)verhaltensauffällig und dadurch als „sozial problematisch“ wahrgenommen zu werden, diese Gebrauchsnormen verinnerlichen und ihnen gemäß handeln. Die Gebrauchsnormen haben demnach eine Tendenz, zu Orientierungsnormen zu werden. Aus Sicht der Sprecher:innen existieren somit hilfreiche Anhaltspunkte, wie das in einer gewissen Gruppe angemessene (sprachliche) Verhalten beschaffen ist.⁰²

Dabei stellt sich die zentrale Frage, auf welche Weise sprachliche Normen zustande kommen und wer an ihrer Setzung und gegebenenfalls Veränderung beteiligt ist.⁰³ Offenkundig ist es so, dass kein wie auch immer legitimes gesetzgebendes Organ – ein Parlament oder eine Behörde – existiert, das dekretieren könnte, man müsse *Brötchen* sagen und nicht *Semmel* oder *die Gefahren des Internets* statt *die Gefahren des Internet*. Vielmehr entstehen sprachliche Normen in einem komplexen Aushandlungsprozess, an dem eine ganze Palette von Akteuren beteiligt ist und der zudem meist ohne bewusste Steuerung abläuft. Zu diesen Sprachnormen setzenden und Sprachwandel beeinflussenden Kräften zählen im Wesentlichen vier Typen: *erstens* Normautoritäten, *zweitens* Sprachexpert:innen, *drittens* Modellsprecher/-schreiber:innen sowie *viertens* der „Sprachsouverän“ in Form der Mehrheit der eine Sprache sprechenden Personen, mithin die individuellen Sprachbenutzer:innen in ihrer Gesamtheit.

Systematisch betrachtet nehmen die **Normautoritäten** eine zentrale Position ein. Das sind diejenigen Personen und Institutionen, die festlegen, welche sprachlichen Formen als normgerecht gelten sollen, sowie diejenigen Personen, die diese

Normen dann gegebenenfalls durchsetzen (sollen), beispielsweise in ihrer Rolle als Lehrpersonen in der Schule, und zwar in Form von sanktionierendem Korrekturverhalten. Während nun in Bezug auf die französische Sprache die Académie française relativ weitreichende Regelungskompetenzen hat,⁰⁴ gibt es für den deutschsprachigen Raum eine echte, weil staatlicherseits legitimierte Autorität lediglich im Hinblick auf die Orthografie: den Rat für deutsche Rechtschreibung. Andere Organe wie beispielsweise der „Duden“ entbehren offizieller Kompetenz, sie sind lediglich als hoch angesehene Expert:innen zu verstehen. Schulische Lehrpersonen haben zuweilen großen Einfluss auf ihr unmittelbares Umfeld, jedoch ist ihre Normautorität nicht über jeden Zweifel erhaben.⁰⁵

Man würde hoffen, dass sich die Entscheidungen dieser Norminstanzen auf das Wissen von **Expert:innen** stützen, wie es in der deskriptiven Linguistik erarbeitet wird. Dort wird einerseits untersucht, wie die Nutzer:innen des Deutschen die Sprache im Alltag verwenden, und andererseits eruiert, welche Effekte psychologischer Art die Verwendung gewisser Formen bei den Sprachnutzer:innen hat.⁰⁶

Der Gruppe der **Modellsprecher/-schreiber:innen** kommt besondere Relevanz bei der Verbreitung von sprachlichen Normen zu. Hier handelt es sich um Personen, die aufgrund ihrer herausgehobenen Stellung eine große kommunikative Reichweite haben, beispielsweise als Medienschaffende. Ihr sprachliches Verhalten wird von vielen Menschen als vorbildhaft empfunden, und selbst wenn dies nicht der Fall ist, werden die von ihnen verwendeten Formen zumindest breit rezipiert, was einen gesellschaftlichen Gewöhnungseffekt auslösen kann.

Die wichtigste Rolle aber spielt die **Gesamtheit der Sprecher:innen** des Deutschen: Nur diejenigen Strukturen, die längerfristig von der Sprachgemeinschaft angenommen und regelmä-

01 Vgl. Wolf Peter Klein, *Sprachliche Zweifelsfälle im Deutschen. Theorie, Praxis, Geschichte*, Berlin–Boston 2018.

02 Für feinere Differenzierungen vgl. Klaus Gloy, *Norm/Norm*, in: Ulrich Ammon et al. (Hrsg.), *Sociolinguistics/Soziolinguistik*, Berlin–New York 2004², S. 392–399.

03 Zum Nachfolgenden sei aus der umfangreichen Literatur stellvertretend verwiesen auf Markus Hundt, *Normverletzungen und neue Normen*, in: Marek Konopka/Bruno Streckler (Hrsg.), *Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch*, Berlin–New York 2009, S. 117–140.

04 Vgl. Jean-Pol Caput, *L'Académie française*, Paris 1986.

Siehe auch den Beitrag von Kristina Bedijs, Bettina Kluge und Dinah K. Leschzyk in dieser Ausgabe.

05 Vgl. etwa Winifred Davies, *Normbewusstsein, Normkenntnis und Normtoleranz von Deutschlehrkräften*, in: Eva Neuland (Hrsg.), *Variation im heutigen Deutsch. Perspektiven für den Sprachunterricht*, Frankfurt/M. 2006, S. 483–491.

06 Siehe hierzu etwa den Beitrag von Miriam Lind und Damaris Nübling in dieser Ausgabe.

ßig produziert werden, werden sich dauerhaft etablieren und zu Sprachwandel führen.

Im Folgenden werden einige der prominenten Akteure in diesem gesellschaftlichen Aushandlungsprozess mit Bezug auf geschlechtergerechte Sprache im Deutschen vorgestellt.

DER RECHTSCHREIBRAT

Zunächst einmal ist zu betonen, dass es nirgendwo im deutschsprachigen Raum eine staatliche Institution gibt, die sich dezidiert mit der deutschen Sprache, ihrer Normierung, „Bewahrung“ oder gezielten Veränderung befassen würde.⁰⁷ Entgegen landläufiger Meinung gibt es hinsichtlich Wortschatz und Grammatik auch keinerlei Institution oder legitimierte Regelungsinstanz, die festlegen würde, was „richtiges oder falsches Deutsch“, „gutes oder schlechtes Deutsch“ sei. Im Sinne der skizzierten Unterscheidung verschiedener Normtypen kann man also nirgends nachlesen, was quasi „per Gesetz“ richtig oder falsch in der deutschen Sprache ist.

Dies gilt mit einer Einschränkung: Die Rechtschreibung ist relativ streng geregelt. Hinsichtlich orthografischer Regelungen hat der 2004 konstituierte Rat für deutsche Rechtschreibung als zwischenstaatliche Instanz die Aufgabe, „die Einheitlichkeit der Rechtschreibung im deutschen Sprachraum zu bewahren und die Rechtschreibung auf der Grundlage des orthografischen Regelwerks im unerlässlichen Umfang weiterzuentwickeln“.⁰⁸ Das heißt, das von ihm verantwortete amtliche Regelwerk „regelt die Rechtschreibung innerhalb derjenigen Institutionen (Schule, Verwaltung), für die der Staat Regelungskompetenz hinsichtlich der Rechtschreibung hat“. Daneben hat das Regelwerk „Vorbildcharakter für alle, die sich an einer allgemein gültigen Rechtschreibung orientieren möchten“.⁰⁹

Insofern geschlechtergerechter Sprachgebrauch schriftlich wie mündlich eine ganze Palet-

te von Formen und Formulierungsmöglichkeiten einschließt, betrifft die Regelungskompetenz des Rats lediglich einen zwar prominenten, aber dennoch eingeschränkten Teilbereich der Sprachverwendung.¹⁰ Im Wesentlichen betrifft dies Schreibungen mit Binnen-I (*SchülerInnen*), Unterstrich beziehungsweise Gender-Gap (*Schüler_innen*), Genderstern (*Schüler*innen*) oder Doppelpunkt (*Schüler:innen*). Keine dieser Schreibungen, bei denen nicht-alphabetische Zeichen (beziehungsweise ein Großbuchstabe) im Wortinneren auftauchen, ist durch das derzeit gültige Regelwerk abgedeckt. Dementsprechend hat sich der Rat 2018 die Aufgabe gestellt, „Analysen zum Schreibgebrauch in verschiedenen Medien und Gruppen von Schreibenden vor[zun]ehmen, um auf einer breiteren Belegbasis zu ermitteln, ob die beobachteten Tendenzen Indizien für einen möglichen Schreibwandel sind.“¹¹ Sollte dies der Fall sein, wäre eine Anpassung der offiziellen Rechtschreibregeln an den in der Bevölkerung üblichen Schreibgebrauch möglich – ausweislich der Empfehlung des Rats vom 26. März 2021 ist dies aber „zu diesem Zeitpunkt“ nicht gegeben.¹²

DER DUDEN

Im Bewusstsein der allermeisten Sprachnutzer:innen des Deutschen gilt „der Duden“ als die maßgebliche Instanz, wenn es um normative Fragen in Bezug auf Sprachrichtigkeit geht. Dabei ist „Duden“ im Grunde nur der Name einer Produktreihe eines privatwirtschaftlich agierenden Unternehmens.¹³ Einzelnen Produkten der Marke kommt im vorliegenden Zusammenhang besondere Relevanz zu: Band 1 der Reihe „Der Duden in zwölf Bänden“ interpretiert das amtliche Regelwerk und liefert eine ausführliche Wortliste zur deutschen Sprache. Zum geschlechterge-

07 Überhaupt sind weitreichende staatliche Eingriffe in Sprachen eher selten. Prominentestes Beispiel sind vielleicht die Sprachreformen zum Türkischen in den 1920er Jahren im Zuge der generellen gesellschaftlichen Umwälzungen in der Türkei. Vgl. Geoffrey Lewis, *The Turkish Language Reform. A Catastrophic Success*, Oxford 1999.

08 So die Selbstdarstellung: www.rechtschreibrat.com/ueberden-rat.

09 Aus dem Vorwort zum amtlichen Regelwerk, <https://grammis.ids-mannheim.de/rechtschreibung/6120>.

10 Über das Spektrum möglicher geschlechtergerechter Formulierungen informieren beispielsweise Gabriele Diewald/Anja Steinhauer, *Richtig gendern. Wie Sie angemessen und verständlich schreiben*, Berlin 2017, und Christine Olderdissen, *Genderleicht. Wie Sprache für alle elegant gelingt*, Berlin 2022.

11 Rat für deutsche Rechtschreibung, Empfehlungen zur geschlechtergerechten Schreibung vom 16. 11. 2018, Anlage 3, www.rechtschreibrat.com/DOX/rfdr_2018-11-28_anlage_3_bericht_ag_geschlechterger_schreibung.pdf.

12 Ders., *Geschlechtergerechte Schreibung: Empfehlungen* vom 26. 3. 2021, www.rechtschreibrat.com/DOX/rfdr_PM_2021-03-26_Geschlechtergerechte_Schreibung.pdf.

13 Vgl. die Selbstdarstellung: www.duden.de/ueber_duden/verlagsgeschichte.

rechten Sprachgebrauch wird konstatiert, dass es „keine Norm“ gibt, wobei ein „Überblick über verschiedene Optionen“ gegeben wird.¹⁴ Trotz seines Untertitels „Das Wörterbuch für richtiges und gutes Deutsch“ bietet Band 9 der Reihe eine das gesamte Variationsspektrum des Deutschen reflektierende Übersicht über Phänomene, die hinsichtlich ihres standardsprachlichen Gebrauchs häufig Unsicherheit auslösen. Auch hier wird im einschlägigen Abschnitt die gegenwärtige Spannbreite an nicht der Norm unterworfenen geschlechtergerechten Ausdrucksmöglichkeiten betont.¹⁵

Weitere Publikationen des Dudenverlags beschäftigen sich mit dem Thema Gendern; hier sind insbesondere Handreichungen und Formulierungshilfen zu nennen, deren Anspruch durch das Label „Duden“ eine gewisse Rückenstärkung erfährt, allerdings keinerlei normative Kraft besitzt.¹⁶

EXPERT:INNEN

Bei einem gesellschaftlich relevanten und öffentlich viel diskutierten Thema wie dem geschlechtergerechten Sprachgebrauch sollte Personen, die über besondere Expertise verfügen, im Diskurs besondere Bedeutung zukommen. Aus einer anfänglich aus dem Geiste feministischer Sprachkritik inspirierten Beschäftigung mit dem Thema (in Deutschland seit den späten 1970er Jahren) hat sich zunehmend eine auf empirischer Basis arbeitende und streng deskriptive Teildisziplin der Sprachwissenschaft entwickelt: die Gender-Linguistik.¹⁷ In diesem Fachgebiet forschende Personen äußern sich immer wieder in Medien, wodurch der gesellschaftliche Diskurs faktenbasierte Anregungen zur Einschätzung der Sachlage erhalten kann.

Der öffentliche Diskurs wird allerdings ebenso gespeist durch eine relativ kleine, jedoch lautstarke Gruppe gleichfalls linguistisch gebildeter Personen, die eine Reihe von Behauptungen

wiederholen, die, kurz gesagt, darauf hinauslaufen, dass einzig die traditionellen Sprachformen ohne jegliche Neuerung „richtig“ und akzeptabel seien. Offenbar herrscht hier Uneinigkeit in der Fach-Community, und es wäre zu hoffen, dass dieser wissenschaftliche Disput argumentativ unter Einbeziehung aller bekannten Fakten – wozu insbesondere auch die umfangreiche psycholinguistische Evidenz zu zählen ist – geführt würde. Es ist deshalb höchst befremdlich, dass regelmäßig Texte erscheinen, und zwar fast ausschließlich im Rahmen nicht-fachlicher Publikationen, die in autoritativem Gestus der wissenschaftlichen Gegenposition nicht nur ihre Fachkompetenz, sondern manchmal sogar ihre schiere Existenz absprechen.¹⁸ Es wird zu beobachten sein, ob und in welchem Ausmaß der öffentliche Diskurs zum geschlechtergerechten Sprachgebrauch künftig von der wissenschaftlichen Expertise der in diesem Bereich Forschenden profitieren kann.

MODELLSPRECHER/ -SCHREIBER:INNEN

Diejenige Personengruppe, deren Sprachverwendungsgewohnheiten die größte Reichweite erzielen, besteht wohl aus den Medienschaffenden: etwa für große Zeitungen schreibende Journalist:innen oder Nachrichtensprecher:innen in Fernsehen und Hörfunk. Diese Personen haben weder offiziell zugeschriebene Autoritätsansprüche noch können sie spezielle Expertise für sich in Anspruch nehmen. Dennoch fungieren sie qua Sichtbarkeit als potenzielle Multiplikator:innen. Und das gilt in beide Richtungen: Sie können vornehmlich retardierend wirken, wie im Falle der offiziellen Rechtschreibreform von 1996, als einige Zeitungen eigene „Hausorthografien“ einführen, die sich gegen Reform-Schreibungen sperren;¹⁹ sie können aber auch dazu beitragen, noch nicht allgemein verbreitete Formen „salonfähig“ zu machen.

Ähnlich janusköpfig ist es auch im Falle der geschlechtergerechten Sprache. Angesichts der

14 Vgl. Dudenredaktion (Hrsg.), Duden. Die deutsche Rechtschreibung, Berlin 2020²⁸, S. 112.

15 Mathilde Henning (Hrsg.), Duden. Sprachliche Zweifelsfälle. Das Wörterbuch für richtiges und gutes Deutsch, Berlin 2021⁹, S. 400–411.

16 Vgl. etwa Diewald/Steinhauer und Olderdissen (Anm 10).

17 Vgl. das Überblickswerk von Helga Kotthoff/Damaris Nübling, Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht, Tübingen 2018.

18 Eklatant tat dies etwa Helmut Glück in Forschung & Lehre (F&L) 12/2020, S. 994f., unter dem Titel „Wissenschaftsfremder Übergriff auf die deutsche Sprache“, was mehr als 200 Linguist:innen in F&L 1/2021, S. 926, dazu veranlasste, ihre Existenz in Erinnerung zu rufen.

19 Vgl. Nadine Schimmel-Fijalkowjtsch, Diskurse zur Normierung und Reform der deutschen Rechtschreibung, Tübingen 2018, S. 245–271.

intensiven öffentlichen Debatte überrascht es nicht, dass hier unterschiedliche Positionen vertreten werden. Bei vielen Medien ist es der Entscheidung der einzelnen schreibenden oder sprechenden Person anheimgestellt, welche Form(en) sie verwendet,²⁰ andere haben auch gewissermaßen Hausregeln.²¹ Besondere Bedeutung kommt hierbei Rundfunk und Fernsehen zu, denn dort erfordert die Mündlichkeit eine verbale Umsetzung der ursprünglich vornehmlich in schriftlichen Textsorten (wie Verwaltungstexten) verwendeten Formen mit Stern, Doppelpunkt und so weiter. Die Aussprache mit Glottisverschlusslaut wie in *vereisen* zur lautlichen Markierung des Genderzeichens (oft fälschlicherweise als „kleine Pause“ charakterisiert) ist durchaus ohrenfällig und löst deshalb teils heftige Reaktionen aus, beispielsweise 2020 nach der Verwendung durch ZDF-Mitarbeiter:innen.²²

Andere Formulierungstypen, beispielsweise Beidnennungen wie *Bürgerinnen und Bürger* werden demgegenüber weitestgehend hingenommen; sie sind eher akzeptiert und auch weniger emotional aufgeladen. In Bezug auf Sprach(normen)wandel ist jedenfalls festzuhalten, dass öffentliche Medien eine wichtige Vermittlerrolle einnehmen: Sie können dabei einerseits als Bastionen des Althergebrachten dienen und damit denjenigen, die sich gegenüber Neuerungen sperren, ein Identifikationsangebot bieten. Auf der anderen Seite können sie Vorbildcharakter entwickeln; durch die alltägliche Benutzung der neueren Formen werden diese eingeübt und habitualisiert, auch auf Seiten der Hörer:innen und Leser:innen.²³

SCHULEN UND UNIVERSITÄTEN

Im Zuge der Vermittlung von Kenntnissen und Fertigkeiten haben Bildungseinrichtungen auch die Aufgabe, die Lernenden danach einzuschät-

zen, wie weit sie die jeweiligen Bildungsziele erreicht haben. Zu diesen zählt unter anderem die Fähigkeit, sich generell sprachlich angemessen zu verhalten und textsortenadäquat zu formulieren. Im universitären Kontext werden deshalb häufig Handreichungen mit Empfehlungen an Studierende ausgegeben. Diese können für sich keinen normativen Durchsetzungsanspruch reklamieren, was sie – von ganz vereinzelt Sonderfällen abgesehen – auch nicht tun; sie können aber sehr wohl verdeutlichen, was in der jeweiligen Fach-Community als stilistisch angemessen erachtet wird. Insofern ist es bemerkenswert, dass im Bundestagswahlkampf 2021 mehrere Politiker:innen – gleichsam präventiv – bekundeten, sie seien gegen universitäre Zwangsmaßnahmen pro Gendern²⁴ oder darauf drangen, dass gewisse Formen des Genderns an Schulen als Fehler gewertet werden.²⁵

Dabei sind die juristischen Einschätzungen der Lage durchaus unterschiedlich: Während häufig auf die Tatsache hingewiesen wird, dass Stern, Doppelpunkt und so weiter nicht von der amtlichen Rechtschreibung vorgesehen und somit Verstöße gegen die orthografische Richtigkeit sind, wird in einem kürzlich erstellten Rechtsgutachten argumentiert, dass der Gebrauch geschlechtergerechter Sprache in gewissen Fällen universitärer Prüfungsleistungen sehr wohl erwartet werden darf.²⁶ Mit Verweis auf das Grundgesetz kommt eine weitere juristische Publikation gar zu dem Schluss, dass in Behörden nachgerade eine Verpflichtung dazu bestehen sollte.²⁷

Da Schulen und Universitäten ein zentraler Sozialisationsort jüngerer Generationen sind, kommt ihnen besondere Bedeutung bei der Sensibilisierung für jedwedes Thema zu. Solange sich eine sprachliche Neuerung noch nicht in weiten Teilen der Sprachgemeinschaft durchgesetzt hat und solange umgekehrt eine hinreichend große

20 Beispielhaft aus den Richtlinien der vorliegenden Zeitschrift: „Die Redaktion begrüßt es, wenn geschlechtersensibel formuliert wird – ob und wie in APuZ gegendert wird, ist aber letztlich Sache der Autorinnen und Autoren.“

21 Für eine Übersicht zu den Regelungen in verschiedenen öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten vgl. Aurelie von Blazekovic, Kleine Pause, 18.8.2021, www.sueddeutsche.de/1.5383641.

22 Vgl. Anne Fromm, Eine kleine Pause, die einige Leute aufregt, 4.12.2020, <https://uebermedien.de/55504>.

23 Medien wirken hier also ähnlich wie im Laufe des 20. Jahrhunderts bei der Verbreitung überregionaler Aussprachenormen.

24 Vgl. Jan-Martin Wiarda, Bayern stellt Hochschulen unter Gender-Generalverdacht, 19.9.2021, www.tagesspiegel.de/27626630.html.

25 Vgl. Prien schickt Gender-Erlass an Schulen – die Grünen zürnen, 9.9.2021, www.ndr.de/gendern110.html.

26 Vgl. Sascha Zoske, Noten für Gendern in bestimmten Fällen zulässig, 8.12.2021, www.faz.net/-17673955.html.

27 Vgl. Martina Zünkler, Verpflichtung zum Gebrauch des Gender*sterns, in: Feministischer Informationsbrief 121/2021, S. 8–16; Rechtsgutachten sieht Gendern als Pflicht der Behörden, 16.12.2021, www.welt.de/article235693266.

Teilmenge der Sprachgemeinschaft die tradierten Formen als bereits unangemessen oder diskriminierend empfindet – das heißt, solange der laufende Sprachwandel nicht abgebrochen und das Rad gleichsam zurückgedreht wird –, solange wird es im Bildungskontext angeraten sein, auf das Potenzial der neueren Formen hinzuweisen, deren Verwendung aber nicht strikt einzufordern.

In dem Maße, in dem die amtliche Rechtschreibung als verbindlich erachtet wird, wird sich Schriftsprachverwendung im Bildungskontext an den durchaus wandelbaren Empfehlungen des Rats für deutsche Rechtschreibung orientieren. Weitergehende Regelungen liegen nicht vor.

SPRACHNUTZER:INNEN

Obwohl all die genannten Akteure ihren sprachnormstabilisierenden oder auch -wandelnden Beitrag leisten, liegt die eigentliche Entscheidung über die Durchsetzung eines Sprachwandels bei der Gesamtheit der Deutschsprachigen. Letzten Endes wird sich eine sprachliche Neuerung nicht durchsetzen, wenn die Menschen sie nicht in ihrer alltäglichen Kommunikation verwenden. Ob sie dies tun, hängt zunächst von den normativen Rahmenbedingungen ab: Im Bereich des schriftlichen Sprachgebrauchs gelten dabei explizite orthografische Regularien – aber eben *nur* orthografische Regeln, nichts darüber hinaus. Für die Mündlichkeit ist jeder Person ohnehin anheimgestellt, selbst zu entscheiden, wie sie spricht. Allerdings wird wohl jede:r – und das ist der andere Aspekt der Abwägung – den sozialen Effekt des eigenen sprachlichen Handelns bedenken müssen: Ob jemand sozial erfolgreich kommuniziert, liegt unter anderem an der Frage, wie die Kommunikationspartner:innen eine Formulierung einschätzen.

Sprache wird somit zu einem Mittel, um die eigene politische, kulturelle Position zu markieren; sie wird sozialindexikalisch aufgeladen.²⁸ Wer der Ansicht ist, dass diskriminierungssensibles Sprechen hohen gesellschaftlichen Wert besitzt,²⁹ wird Formen geschlechtergerechten Sprachge-

brauchs benutzen. Wer umgekehrt solche Formen nicht verwendet, setzt sich zumindest dem Verdacht aus, das Vermeiden geschlechtsbezogener Diskriminierung als wenig wichtig zu erachten. Der gesellschaftliche Aushandlungsprozess, der einerseits konstituiert wird durch Äußerungen der erwähnten Akteure und andererseits indirekt geschieht durch die mehr oder weniger (un)bewusste Übernahme sprachlicher Formen, ist noch nicht abgeschlossen. Wenn die Mehrheit der Deutschsprachigen immer häufiger gewisse Formen vermeidet und durch andere Formen ersetzt, wird der Sprachwandel stattfinden, andernfalls nicht.

WARUM DIE AUFREGUNG?

In Anbetracht des Dargestellten stellt sich die Frage, warum die derzeitige Debatte derart intensiv geführt wird.³⁰ Man würde meinen, es wäre eben ein langwieriger Prozess, der zur gesamtgesellschaftlichen Annahme oder Ablehnung der sprachlichen Neuerungen führt und der auf lange Sicht den kommunikativen und sozialen Bedürfnissen der Mehrheit der Deutschsprachigen gerecht werden wird, so wie das bei Sprachwandelprozessen üblicherweise der Fall ist.³¹

Für die Vehemenz der Debatte können nun mehrere Gründe ausgemacht werden: Zunächst einmal gilt generell, dass Sprache eines der am deutlichsten identitätskonstituierenden Elemente der menschlichen Psyche ist: Wie eine Person Sprache verwendet, sagt viel über ihre regionale und soziale Herkunft aus (beziehungsweise werden ihr von den anderen Kommunikationsteilnehmer:innen entsprechende Eigenschaften zugeschrieben). Sprecher:innen fühlen deshalb typischerweise eine innige Verbundenheit mit ihrer jeweils individuellen Sprachausprägung. Infolgedessen reagieren viele Menschen gereizt auf alles, was durch Variation und Wandel die subjektive Essenzialität ihrer Sprache infrage stellt – von der Rechtschreibreform bis zu neu ins Bewusstsein geratenden Wortstellungsphänomenen.³²

28 Dieser Zusammenhang wird in Bezug auf geschlechtergerechten Sprachgebrauch diskutiert von Helga Kotthoff, Gender-Sternchen, Binnen-I oder generisches Maskulinum, ... (Akademische) Textstile der Personenreferenz als Registrierungen?, in: Linguistik online 3/2020, S. 105–127.

29 Vgl. Anatol Stefanowitsch, Eine Frage der Moral. Warum wir politisch korrekte Sprache brauchen, Berlin 2018.

30 Für Überlegungen zu weniger heftigen Normdiskursen in Bezug auf sprachliche Zweifelsfälle vgl. Ilka Lemke, Diskurse über sprachliche Zweifelsfälle und sprachliche Normen, in: Muttersprache 4/2021, S. 327–345.

31 Das linguistische Diktum hierzu lautet: „Languages do best what speakers need most.“

32 Zu Letzteren vgl. etwa Peter Eisenberg, Der Kausalsatz ist nicht zu retten, in: Praxis Deutsch 20/1993, S. 10 f.

Zu diesem individualpsychologisch motivierten generellen Sprachkonservatismus vieler Sprachnutzer:innen kommt hinzu, dass bestimmte Themenbereiche mehr als andere heftige Reaktionen auslösen. Das Spektrum dieser Themen legt nahe, dass der Sprachwandel an sich vielleicht gar nicht die primäre Diskursmotivation ist, sondern dass viel tiefer liegende Faktoren eine Rolle spielen. In den 1990er Jahren stand neben der Rechtschreibreform insbesondere die Kritik an einem angeblich übertriebenen Gebrauch von Anglizismen im Zentrum der öffentlichen Debatten; anhand des Fremdwortgebrauchs wurden damals unter anderem Fragen der nationalen Identität und der Positionierung gegenüber Globalisierungsphänomenen verhandelt.³³ Die aktuelle Situation ist damit vergleichbar: Teilweise schreiben sogar dieselben Personen, die in den 1990er Jahren gegen Anglizismen und Rechtschreibreform waren, heute vehement gegen den „Gender-Wahnsinn“ an.³⁴ Auch dabei treten nicht selten Argumentationsmuster und Topoi auf, die weit über das Sprachliche hinausgreifen. Der zu beobachtende „Sprachkampf“ ist demnach eigentlich ein Kulturkampf: Denn es geht bei den verhandelten Fragen „tatsächlich um das große Ganze, um die grundsätzliche Infragestellung von Grundlagen unserer Weltwahrnehmung“³⁵ und „um emanzipatorische, vor allem aber um post-essentialistische Erfahrungen, Deutungen und Partizipationsansprüche“.³⁶ Gerade

33 Vgl. Jürgen Spitzmüller, *Staking the Claims of Identity. Purism, Linguistics and the Media in Post-1990 Germany*, in: *Journal of Sociolinguistics* 11/2007, S. 261–285; Falco Pfalzgraf, „Anglisierung“ und „Globalisierung“. Aktuelle Diskurse zu Entlehnungen und moderner Sprachpurismus, in: Gerd Antos/Thomas Niehr/Jürgen Spitzmüller (Hrsg.), *Handbuch Sprache im Urteil der Öffentlichkeit*, Berlin–Boston 2019, S. 291–308.

34 In besonderer Weise auffällig ist dabei der Verein Deutsche Sprache (VDS), aber auch weitere selbsternannte Sprachschützer. Zum VDS und seinen personellen und (partei-)politischen Verbindungen vgl. Henning Lobin, *Sprachkampf. Wie die Neue Rechte die deutsche Sprache instrumentalisiert*, Berlin 2021.

35 Stefanie Schüler-Springorum, *Gender*, in: David Ranan (Hrsg.), *Sprachgewalt. Missbrauchte Wörter und andere politische Kampfbegriffe*, Bonn 2021, S. 272–283, hier S. 280.

36 Sabine Hark/Paula-Irene Villa, „Anti-Genderismus“ – Warum dieses Buch?, in: dies. (Hrsg.), *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*, Bielefeld 2015, S. 9–13, hier S. 10.

37 Generell gilt: „Geschlecht, Begehren und Sexualität sind traditionell stark umkämpfte politische Gegenstände.“ Steffen K. Herrmann, *Politischer Antagonismus und sprachliche Gewalt*, in: ebd., S. 79–92, hier S. 79.

die mit dem Genderstern verbundenen Bedeutungskomponenten scheinen an die Grundlagen traditioneller Weltauffassungen zu rühren und deshalb abgelehnt zu werden, ungeachtet der Tatsache, dass seit 2018 gemäß Paragraf 22 Absatz 3 Personenstandsgesetz die Kategorie „divers“ vorgesehen ist.³⁷

Über den vielbeschworenen Topos der Polarisierung der Gesellschaft hinaus ist aber festzuhalten, dass auf der antidiskriminatorisch orientierten Gegenseite, das heißt unter den Befürworter:innen von „Political Correctness“ und geschlechtersensiblen Sprachgebrauch auch nicht alle Personen mit großer Zurückhaltung agieren. Deshalb nimmt es nicht wunder, dass die Diskussion insgesamt aufgewühlter verläuft, als es im Sinne eines gedeihlichen Austauschs von Argumenten vielleicht wünschenswert wäre.

ES KOMMT, WIE ES KOMMT

Der aktuell zu beobachtende Normenwandel in Bezug auf die Verwendung nicht-traditioneller Sprachformen, die dazu geeignet sein können, eine größere Geschlechtergerechtigkeit zu unterstützen, ist eine durch vielfältige Interessenskonstellationen geprägte Angelegenheit. Welche Position der gegenwärtigen Debatte sich letztendlich durchsetzen wird – anders formuliert: inwieweit der bereits initiierte Sprachwandel in den künftigen Generationen akzeptiert werden wird –, bleibt abzuwarten. In gewisser Hinsicht beruhigend ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass die Gesellschaftsordnungen der Länder, in denen Deutsch vornehmlich gesprochen wird, es erlauben, dass der Sprachsoverän selbst, nämlich die Gemeinschaft aller Deutschsprachigen, schlussendlich die Entscheidungsmacht über die (Nicht-)Akzeptanz geschlechtergerechten Sprachgebrauchs haben wird.

HORST J. SIMON

ist Professor für Historische Sprachwissenschaft an der Freien Universität Berlin.

horst.simon@fu-berlin.de

ZUMUTUNG, HERAUSFORDERUNG, NOTWENDIGKEIT?

Zum Stand der Forschung zu geschlechtergerechter Sprache

Carolin Müller-Spitzer

Um geschlechtergerechte Sprache hat sich eine hitzige Debatte entwickelt. Allerdings erschöpft sich die Diskussion oft in Pro- und Contra-Positionen. Dabei gibt es eine ganze Bandbreite von linguistischen Aspekten und empirischen Studien rund um das Thema zu betrachten. Im Folgenden sollen einige von ihnen angesprochen werden.

GENUS UND SEXUS

Das Deutsche hat bekanntlich drei grammatische Genera: Maskulinum, Femininum und Neutrum. Das Genussystem im Deutschen wird daher auch den geschlechtsspezifischen Genussystemen zugeordnet.⁰¹ Andere Sprachen, zum Beispiel Französisch oder Spanisch, unterscheiden zwei Genera. Genauso gibt es Sprachen wie das Finnische oder Türkische, die gar kein Genussystem aufweisen. Das Genussystem im Deutschen folgt bestimmten Regularitäten, die – vereinfacht gesagt – teilweise aus der Morphologie (Wortgestalt) und teilweise aus der Semantik (Wortbedeutung) abzuleiten sind.

Beispielsweise sind alle Verniedlichungen (sogenannte Diminutiva) Neutrum, etwa *der Mann – das Männchen, die Frau – das Frauchen*. Dies ist ein Beispiel für eine morphologische Regel. Im Bereich der natürlichen Personen ist es meist so, dass biologisch männliche Personen auch mit einem maskulinen Nomen bezeichnet werden; umgekehrt ist eine Personenbezeichnung für eine weibliche Person in der Regel ein Femininum (*der Mann, der Vater, der Arzt – die Frau, die Mutter, die Ärztin*). Dies sind Regeln, die mit der Bedeutung der Wörter zusammenhängen. Dass diese Genus-Sexu-Kongruenz – also die Verwendung des grammatischen Geschlechts zur Kennzeichnung der Geschlechtsidentität der bezeichneten Person – in vielen geschlechtsspezifischen Sprachen vorzufinden ist, liegt laut dem Sprachwissenschaftler Greville Corbett daran, dass Menschen sich nun

einmal für das Geschlecht ihrer Mitmenschen interessieren und daher die Zuweisung des grammatischen Geschlechts bei belebten Entitäten oft von der Wortbedeutung gesteuert wird.⁰² Auch wenn Genus und Sexu daher kategorial deutlich auseinandergehalten werden müssen, stehen sie bei Personenbezeichnungen in einem Zusammenhang, da das grammatische Geschlecht oft die Geschlechtsidentität der bezeichneten Person widerspiegelt.⁰³

DAS „GENERISCHE MASKULINUM“ HISTORISCH GESEHEN

Dreh- und Angelpunkt der Auseinandersetzung um geschlechtergerechte Sprache ist das sogenannte generische Maskulinum. Es bezeichnet den Sprachgebrauch, dass grammatisch männliche Bezeichnungen für alle Personen „gelten“, das heißt, dass zum Beispiel *Schüler* eine neutrale Bezeichnung für Schüler*innen jeglichen Geschlechts sei.⁰⁴ Dabei ist es nicht so, dass dieses generische oder geschlechtsübergreifende Maskulinum schon immer die Standardverwendung war. So fasst zum Beispiel der Schriftsteller und Sprachforscher Johann Christoph Gottsched 1748 in seiner „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst“ zusammen: „Wörter, die männliche Namen, Ämter, Würden oder Verrichtungen bedeuten, sind auch männliches Geschlechts. Z.E. [Zum Exempel, *Anm. d. Aut.*] der Mann, der Herr, der Graf, der Fürst, der König, der Kaiser“. Zum Femininum schreibt er: „Alle Namen und Benennungen, Ämter und Titel, Würden und Verrichtungen des Frauenvolkes sind weibliches Geschlechts. Z.E. (...) *Benennungen*, Frau, Mutter, Tochter, Schwester (...), *Aemter*, Kaiserinn, Königin, Herzoginn (...), *Würden*, Prinzessin, Feldmarschallinn, Oberstinn, Hauptmanninn, Hofrätthin, Doctorinn (...).“⁰⁵ Auch der Sprachforscher Johann Christoph Adelung gibt dem grammatischen Geschlecht in seinem

Werk „Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache“ von 1782 eine semantische Klassifizierung: „Alles, was den Begriff der Lebhaftigkeit, Thätigkeit, Stärke, Größe, auch wohl des Furchtbaren und Schrecklichen hatte, ward männlich; alles, was man als empfänglich, fruchtbar, sanft, leidend, angenehm dachte, ward weiblich.“⁰⁶ Auch der Grammatik-Duden von 1966 referiert über solche semantikbasierten Genussysteme. Erst ab seiner dritten Auflage von 1977 wird der Zusammenhang zwischen Genus und Sexus strikt verneint.⁰⁷

Trotzdem wird das generische Maskulinum insbesondere von Gegner*innen geschlechtergerechter Sprache als der natürlichere Sprachgebrauch dargestellt. Ein Beispiel: „Jahrhunderte lang war klar: Ein Mieter ist ein Mensch, der etwas gemietet hat. Ob dieser Mensch männlich, weiblich oder divers ist, spielte sprachlich keine Rolle.“⁰⁸ Dabei sind es zunächst einmal die etablierten gewohnten Formen, keine durch das Sprachsystem vorgegebene Praxis.⁰⁹ In früheren Zeiten stellte sich die Frage auch nicht: Im öffentlichen Raum, in Bürgerversammlungen, in politischen Diskussionen wurden vor allem Männer adressiert, das heißt, ob maskuline Personenbezeichnungen auch andere Geschlechter einschließen sollten, war weniger relevant. Ende des 19. Jahrhunderts, als Frauen langsam in gesellschaftliche Rollen gelangten, die davor nur Männern vorbehalten waren, wurde zum Teil besonderer Wert

darauf gelegt, sie auch explizit mit einer weiblichen Form zu bezeichnen (wie *Lehrerin*), um sie deutlicher von Männern abzugrenzen. Dabei bediente man sich des gut in der Sprache verankerten Movierungssuffixes *-in*. Erst in der Nachkriegszeit, als Frauen in immer mehr Bereichen eine Rolle spielten, wurde vermutlich die Verwendung grammatisch männlicher Bezeichnungen für alle, mit denen Frauen dann gegebenenfalls mitgemeint sein sollen, der übliche Sprachgebrauch.

Wie lange dies allerdings auch in älteren Texten Usus war, das heißt, wie oft grammatisch männliche Bezeichnungen zur Bezeichnung aller verwendet wurden, ist empirisch schwer nachzuweisen, da aus den Texten nicht immer zu erschließen ist, ob nur auf männliche Personen referiert wurde oder auch auf Personen anderen Geschlechts. Dass das geschlechtsübergreifende Maskulinum „seit Jahrhunderten“ im Sprachgebrauch üblich war, ist aber zumindest auf Basis der sprachhistorischen Untersuchungen von Lisa Irmen, Vera Steiger und Ursula Doleschal in Zweifel zu ziehen.¹⁰

Die Sicht, dass das geschlechtsübergreifende Maskulinum im Deutschen sozusagen „von Natur aus“ angelegt oder ein systemimmanenter Bestandteil sei, vermittelt zudem ein zumindest diskussionswürdiges Bild davon, was Grammatik überhaupt ist. Eine lebendige Sprache entwickelt sich im Wesentlichen durch Sprech- und Schreibhandlungen der an der Sprache Teilnehmenden. Eine Grammatik könnte man dabei als eine Art Deutungskonstrukt für den Sprachgebrauch bezeichnen, um diesen Gebrauch für andere erklär- und analysierbar zu machen. Und auf diesem Weg – eine Erklärung für den vorherrschenden Sprachgebrauch zu finden und seine Regularitäten zu erklären – ist vermutlich auch der Terminus „generisches Maskulinum“ in die Grammatikschreibung

01 Vgl. Greville G. Corbett, *Sex-Based and Non-Sex-Based Gender Systems*, in: Matthew S. Dryer/Martin Haspelmath (Hrsg.), *The World Atlas of Language Structures Online*, Leipzig 2013, <https://wals.info/chapter/31>.

02 Vgl. ebd.

03 Vgl. hierzu auch eine Stellungnahme von 200 Forschenden zu einem Beitrag von Helmut Glück, der in *Forschung & Lehre* 12/2020 erschien: <https://f1p.de/aedf>; sowie Andreas Klein, *Wohin mit Epikoina? – Überlegungen zur Grammatik und Pragmatik geschlechtsindefiniter Personenbezeichnungen*, in: Gabriele Diewald/Damaris Nübling (Hrsg.), *Genus, Sexus, Gender – Neue Forschungen und empirische Studien zu Geschlecht im Deutschen*, Berlin–Boston 2022 (i. E.).

04 Vgl. zum Beispiel Peter Eisenberg, *Die Vermeidung sprachlicher Diskriminierung im Deutschen*, in: *Muttersprache* 1/2020, S. 3–16; ders., *Gender-Sprache im Duden: Unter dem Muff von hundert Jahren*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 8. 1. 2021, S. 12.

05 Johann Christoph Gottsched, *Grundlegung einer deutschen Sprachkunst*, Leipzig 1748, S. 161, S. 167, <http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583647-6> (Herv. im Orig.). Vgl. auch Ursula Doleschal, *Das generische Maskulinum im Deutschen. Ein historischer Spaziergang durch die deutsche Grammatikschreibung von der Renaissance bis zur Postmoderne*, in: *Linguistik Online* 2/2002, S. 39–69, <https://doi.org/10.13092/lo.11.915>.

06 Johann Christoph Adelung, *Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache*, Leipzig 1782, S. 346.

07 Vgl. Lisa Irmen/Vera Steiger, *Zur Geschichte des Generischen Maskulinums: Sprachwissenschaftliche, sprachphilosophische und psychologische Aspekte im historischen Diskurs*, in: *Zeitschrift für germanistische Linguistik (ZGL)* 2–3/2007, S. 212–235, hier S. 224, <https://doi.org/10.1515/zfgl.33.2-3.212>.

08 „Abenteuerliche Duden-Kreationen“, 14. 2. 2021, www.spiegel.de/a-846e042d-dfa9-4077-a16d-9adb2f258322.

09 Vgl. Gabriele Diewald, *Zur Diskussion: Geschlechtergerechte Sprache als Thema der germanistischen Linguistik – exemplarisch exerziert am Streit um das sogenannte generische Maskulinum*, in: *ZGL* 2/2018), S. 283–299, <https://doi.org/10.1515/zgl-2018-0016>.

10 Vgl. Irmen/Steiger (Anm. 7); Doleschal (Anm. 5).

getreten. Diese Regel wurde eher aus dem Usus abgeleitet, als dass sie den Usus vorhergesagt hat.

Nun folgt aber – wie immer – aus diesem Sein kein Sollen. Das heißt, wenn wir lange mit grammatisch männlichen Personenbezeichnungen auf alle Geschlechter verwiesen haben, bedeutet das nicht, dass das auf immer der bessere, natürlichere, stimmigere Weg sein muss. Interessant dabei ist auch, dass den wenigen Grundwörtern, bei denen die Bezeichnung für die männliche Person die Ableitung ist (*Bräut – Bräutigam, Witwe – Witwer, Hexe – Hexer*) kein geschlechtsübergreifendes Potenzial zugewiesen wird. Zumindest habe ich noch nie die Forderung gehört, dass man einen Mann, der heiratet, als *Bräut* bezeichnen sollte.

EMPIRISCHE STUDIEN ZUM „GENERISCHEN MASKULINUM“

In der feministischen Linguistik wird der Sprachgebrauch des generischen Maskulinums bereits seit den 1970er Jahren kritisiert. Die Schwierigkeit ist allerdings, dass Sprachverstehen, also die mentalen Prozesse bei der Verarbeitung sprachlichen Inputs, in der Regel kein bewusster Prozess ist. Wenn mir jemand sagt „Bei uns in der Nachbarschaft wird eine kleine Katze vermisst“, mache ich mir in der Regel keine Gedanken, an welche Art von Katze ich dabei denke – an eine schwarze, eine getigerte, eine mit kurzem oder langem Fell? Genauso denke ich nicht darüber nach, ob ich in dem Satz „Die Krankenpfleger haben in der Corona-Krise besonders schwierige Arbeitsbedingungen“ nur an männliche oder an männliche, weibliche und nicht-binäre Pflegekräfte denke. Deshalb ist die explizite Frage nach dem „Mitmeinen“ an Frauen (also zum Beispiel Wissenschaftlerinnen zu fragen: „Fühlen Sie sich mitgemeint, wenn Sie als *Wissenschaftler* angesprochen werden?“), nicht unbedingt ein vielversprechender Ausgangspunkt, von dem aus man untersuchen kann, ob das generische Maskulinum auch wirklich das ihm nachgesagte geschlechtsübergreifende Potenzial hat. Besser sind geschickter aufgebaute empirische Studien, in denen versucht wird, einen Blick auf die Verarbeitung geschlechtsübergreifender Maskulina zu werfen.

Zahlreiche solcher Studien weisen darauf hin, dass grammatisch männliche Personenbezeichnungen im Sprachverständnis oft nicht neutral, sondern eher als Referenzen auf männliche Personen verstanden werden. Diese Forschungsfrage wurde beispielsweise in einer Studie über mögliche

Satzfortsetzungen untersucht.¹¹ Die Proband*innen bekamen verschiedene Sätze vorgelegt, in denen eine Personenbezeichnung im generischen Maskulinum formuliert war, zum Beispiel: „Die Sozialarbeiter liefen durch den Bahnhof.“ Im Anschluss bekamen sie einen zweiten Satz, bei dem sie angeben sollten, ob dieser eine sinnvolle Fortsetzung des ersten ist, zum Beispiel „Wegen der schönen Wetterprognose trugen mehrere der Frauen keine Jacke.“ Gemessen wurde dann unter anderem die Zeit, bis die Proband*innen „ja“ drückten. Es zeigte sich, dass in der deutschsprachigen Version des Experiments die Proband*innen unabhängig von der stereotypen Berufsvorstellung für die Satzfortsetzungen mit weiblichen Personen länger brauchten als für die mit Männern. Im Englischen dagegen zeigte sich, dass die Reaktionszeiten von der stereotypen Vorstellung des im ersten Satz genannten Berufs abhing (etwa, dass die Tätigkeit in einem Kosmetikstudio eher als weiblich gilt). Die Studienautor*innen ziehen daraus den Schluss, dass Personenbezeichnungen im generischen Maskulinum im Deutschen auch im Plural nicht geschlechtsübergreifend interpretiert werden, sondern dass das grammatische Geschlecht die stereotype Vorstellung überlagert. Als Grund identifizieren sie, dass das grammatische Geschlecht eine Hinwendung zur mentalen Repräsentation von Männern bewirkt. Eine Vielzahl anderer Studien liefert ähnliche Erklärungsansätze.¹²

Dass geschlechtergerechte Sprache also das Geschlecht der bezeichneten Person mehr betont, als es das generische Maskulinum bislang getan hat, ist zweifelhaft. Eine Voraussetzung dafür wäre, dass das generische Maskulinum wirklich neutral verstanden wird. Bisherige Untersuchungen sprechen allerdings dafür, dass das grammatische Geschlecht bei Personenbezeichnungen potenziell als Hinweis auf die Geschlechtsidentität interpretiert wird und daher die Geschlechtsidentität in der Kommunikation (leider) schon immer aktiviert wurde. Die Verwendung grammatisch männlicher Personenbezeichnungen als Regelfall für alle betont dabei nur ein mögliches Geschlecht, anders als bei der Verwendung geschlechtergerechter Sprache.

¹¹ Zum Folgenden vgl. Pascal Mark Gygax et al., *Generically Intended, but Specifically Interpreted: When Beauticians, Musicians and Mechanics Are All Men*, in: *Language and Cognitive Processes* 3/2008, S. 464–485.

¹² Vgl. Helga Kotthoff/Damaris Nübling, *Genderlinguistik: Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*, Tübingen 2018, S. 91–127.

SPRACHE UND CHANCENGLEICHHEIT

Auch Forschungsergebnisse aus der Ökonomie lassen die neutrale Funktion des generischen Maskulinums bezweifeln. In verschiedenen Studien wurde versucht, die ökonomischen Folgen von geschlechtsspezifischen Genussystemen und damit die Auswirkungen der Sprache auf die Chancengleichheit von Männern und Frauen zu messen. In einer umfangreichen Studie mit einem Datenset aus über 4000 Sprachen, deren Sprecher*innen 99 Prozent der Weltbevölkerung abdecken, wird gezeigt, dass das Vorhandensein von grammatischem Geschlecht in einer Sprache einen signifikanten Zusammenhang mit einer geringeren Erwerbsbeteiligung von Frauen hat und vor allem einen größeren geschlechtsspezifischen Unterschied in der Erwerbsbeteiligung von Frauen und Männern vorhersagt. Obwohl die Erwerbsbeteiligung von Frauen und das Bildungsniveau in den vergangenen Jahrzehnten angestiegen sind, bleibt die negative Assoziation mit dem grammatischen Geschlecht (geringerer Anteil der Erwerbsbeteiligung von Frauen und größerer geschlechtsspezifischer Unterschied) relativ konstant.¹³

Eine weitere Untersuchung zu Arbeitsmarktergebnissen auf der Grundlage einer Stichprobe von über 100 Ländern deutet darauf hin, dass Länder, in denen die Mehrheitssprache Geschlecht stark markiert, eine geringere Erwerbsbeteiligung von Frauen aufweisen.¹⁴ Ähnlich zeigt eine weitere umfangreiche Studie, dass die Intensität der Unterschiede zwischen Frauen und Männern in der Sprache mit der Erwerbsbeteiligung von Frauen, der Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt und den Quoten für die politische Beteiligung von Frauen zusammenhängt.¹⁵

Ein Erklärungsansatz für diesen Zusammenhang könnte sein, dass eine Sprache ganz allgemein eine Reihe von Optionen zur Verfügung

stellt, die Sprecher*innen dieser Sprache zu beachten haben. Da verschiedene Sprachen verschiedene Optionen anbieten, können sie ihre Sprecher*innen unbewusst dazu bringen, auf unterschiedliche Merkmale zu achten. So könnte man bei einer Sprache, die das Geschlecht des Referenten grammatikalisch kodiert, beim Denken und Sprechen besonders stark auf Geschlecht und seine kommunikative Bedeutung ausgerichtet sein.¹⁶ Genauso könnte es auch die umgekehrte Wirkrichtung sein: Dass also in Kulturen, die grundsätzlich durchlässiger für Frauen sind oder die insgesamt Geschlecht keine so hohe Bedeutung im Miteinander zuweisen, dazu tendieren, die Unterschiede sprachlich nicht so stark zu kodieren. Nach dieser Vorstellung kann Sprache als eine Art kulturelles Gedächtnis modelliert werden, das heißt, eine Sprache spiegelt zum einen kulturelle Gegebenheiten, sie formt sie aber auch mit.¹⁷

Welche Wirkrichtung plausibler ist, ist meines Wissens eine offene Frage. Auch liegt nicht klar auf der Hand, welche linguistischen Schlüsse aus den Ergebnissen zu ziehen sind. Sind nur Neutralisierungen (wie *Lehrkraft* oder *Studierende*) das Mittel der Wahl, um sprachlich einen Beitrag zur Chancengleichheit zu leisten? Denn in den Studien scheinen die Sprachen ohne geschlechtsspezifisches Genussystem am besten „abzuschneiden“. Oder ist auch die Beidnennung beziehungsweise die Verwendung von Zeichen wie dem Genderstern ein Schritt, der dazu beitragen kann?

GESCHLECHTERGERECHTE SPRACHE IM GESELLSCHAFTLICHEN KONTEXT

Die Forschungsergebnisse lassen insgesamt also Zweifel aufkommen, ob das Postulat, dass Personenbezeichnungen im grammatischen Maskulinum für alle „gelten“, im Sprachverständnis so funktioniert. Zwar sind die meisten Personenbezeichnungen wahrscheinlich so beabsichtigt,

13 Vgl. Pamela Jakiela/Owen Ozier, *Gendered Language*, Institut zur Zukunft der Arbeit, IZA Discussion Paper 13126/2020, S. 34, S. 4, www.iza.org/publications/dp/13126/gendered-language.

14 Vgl. Astghik Mavisakalyan, *Gender in Language and Gender in Employment*, in: *Oxford Development Studies* 4/2011, S. 403–424.

15 Vgl. Victor Gay et al., *Decomposing Culture: An Analysis of Gender, Language, and Labor Supply in the Household*, in: *Review of Economics of the Household* 4/2018, S. 879–909, <https://doi.org/10.1007/s11150-017-9369-x>.

16 Vgl. Ute Gabriel/Pascal M. Gyga/Elisabeth A. Kuhn, *Neutralising Linguistic Sexism: Promising but Cumbersome?*, in: *Group Processes & Intergroup Relations* 5/2018, S. 844–858, <https://doi.org/10.1177/1368430218771742>.

17 Vgl. zum Beispiel Angelika Linke, *Kulturhistorische Linguistik*, in: Arnulf Deppermann/Silke Reineke (Hrsg.), *Sprache im kommunikativen, interaktiven und kulturellen Kontext*, Berlin–Boston 2018, S. 347–384.

das heißt, die Schreiber*innen denken sowohl an Männer und Frauen, wenn sie einen Satz wie oben mit den Krankenpflegern in der Corona-Krise schreiben. Bei den Leser*innen entstehen im Kopf allerdings eher Bilder männlicher Pflegetkräfte – das mag kein bewusster Effekt bei jedem einzelnen Mitglied der Sprachgemeinschaft sein, aber empirisch kann er als relativ gut abgesichert gelten. Dass der Mann lange Zeit die Norm und den positiven Maßstab bildete, hat sich in der Sprache eingeschrieben.¹⁸ Sprache hat die Aufgabe, Wirklichkeit abzubilden. Die gesellschaftliche Wirklichkeit passt heute aber vielfach nicht mehr zum traditionellen Sprachgebrauch wie dem geschlechtsübergreifenden Maskulinum, deshalb entwickelt die Diskussion um geschlechtergerechte Sprache auch so eine starke Dynamik.

Dass gesellschaftliche Hierarchien Einfluss auf die Sprache haben, ist auch deshalb plausibel, weil seit Ludwig Wittgenstein in großen Teilen der Sprachwissenschaft die Annahme geteilt wird, dass die Bedeutung von Wörtern aus ihrem Gebrauch abzuleiten ist. Dazu ein kurzer Auszug aus dem Essay „Autorität und amerikanischer Sprachgebrauch“ des Schriftstellers David Foster Wallace: „Wenn die Bedeutungen von Wörtern und Wendungen auf intersubjektiven Regeln und diese Regeln wiederum auf den Konsens einer Gemeinschaft angewiesen sind, dann ist Sprache nicht nur privat, sie ist auch unhintergebar öffentlich, politisch und ideologisch. Das bedeutet, Fragen nach unserem nationalen Konsens hinsichtlich Grammatik und Sprachgebrauch sind verbunden mit jeder einzelnen sozialen Frage (...) – Klasse, Rasse, Geschlecht, Moral, Pluralismus, Zusammenhalt, Gleichheit, Gerechtigkeit, Geld: Was immer Sie wollen.“¹⁹ Und Geschlecht ist eben die einzige der in diesem Zitat aufgezählten Kategorien, die besonders auffällig in unserem Grammatiksystem verankert ist. Deshalb tangiert die Frage nach Geschlechtergerechtigkeit die Grammatik.

Alle Versuche, die männlich geprägte Sicht in der Sprache zu relativieren oder neue, zeitgemäße Formen zu finden, werden allerdings auch von deutlicher Ablehnung begleitet, die teilweise medial stark forciert wird. Die Rede ist vom „Genderwahn“, „Gender-Gaga“ oder von „Sprachdiktatur“. Vor pathetischem Vokabular sind dabei auch Sprachwissenschaftler*innen nicht gefeit: „Der Kampf des Genderismus gegen das generische Maskulinum kann nicht gewonnen werden. Er wird aber auf die Dauer eine Spur der Verwüstung hinterlassen. Das freie Wort ist Grundlage der Demokratie. Das freie Wort ist für jeden Demokraten unaufgebbar.“²⁰

Auch manche Einwände von einzelnen Sprachwissenschaftler*innen, zum Beispiel die Ablehnung von Partizipformen wie *Studierende*, verwundern bei genauer Hinsicht. Die „Hemmung“, diese Substantivierungen zu bilden, werde „von der Genderlinguistik nicht respektiert“ und die Bedeutung der Partizipbildungen nicht beachtet: „Die Tätigkeit befindet sich im Verlauf, sie ist ungeschlossen und in aller Regel an kontextuell gegebene Gleichzeitigkeit gebunden.“²¹ Dass *Vorsitzende* nicht dauervorsitzen, sondern schlafen oder im Urlaub sein können, und *Erstgebärende* nicht genau dann gebären, sondern gleichzeitig hochschwanger sein oder ihr Kind schon bekommen haben können, wird dabei außer Acht gelassen. Die Lexikalisierung solcher Partizipien, also der Prozess, dass die Bedeutung eines Wortes nicht mehr allein aus den einzelnen Bestandteilen erschlossen werden kann, es sozusagen zu einem „festen Begriff“ wird, ist ein üblicher Prozess im Deutschen. Selbst das Substantiv *Student* geht auf ein lateinisches Partizip zurück, genau von der Sorte, die mit diesen Einwänden bekämpft wird (aus *studens*, im Plural *studentes*, was „strebend, suchend“ bedeutet).²²

Dabei muss man klarstellen: Sprache gehört allen Sprecher*innen und Schreiber*innen, und alle, die sich aktiv am Sprachgeschehen beteiligen, verändern die Sprache mit. Am Ende entscheidet jede und jeder selbst, wie er oder sie spricht

18 Vgl. Damaris Nübling, Geschlechter(un)ordnungen in der Grammatik: Deklination, Genus, Binomiale, in: Ludwig M. Eichinger/Albrecht Plewnia (Hrsg.), Neues vom heutigen Deutsch: Empirisch – methodisch – theoretisch, Berlin–Boston 2018, S. 19–58.

19 David Foster Wallace, Autorität und amerikanischer Sprachgebrauch, in: ders., Der Spaß an der Sache: Alle Essays, Köln 2018, S. 372–446, hier S. 398.

20 Eisenberg 2020 (Anm. 4), S. 15.

21 Ders. 2021 (Anm. 4).

22 Dank an Damaris Nübling für diesen sprachgeschichtlichen Hinweis. Für eine gute Zusammenfassung der empirischen Erkenntnisse und der üblichen Einwände zum Thema Gendern vgl. auch Lara Schwenner, Was Gendern bringt – und was nicht, 26.3.2021, www.quarks.de/gesellschaft/psychologie/was-gendern-bringt-und-was-nicht.

und schreibt. Man kann bei gewohnten Formen wie dem geschlechtsübergreifenden Maskulinum bleiben, man kann aber auch – wie in diesem Artikel – eine Form geschlechtergerechter Sprache verwenden. In einigen Kontexten sind Richtlinien jedoch wichtig, etwa um ein einheitliches Erscheinungsbild einer Firma oder einer Institution zu gewährleisten. So hat beispielsweise die Unesco schon 1987 Richtlinien zur Verwendung geschlechtergerechter Sprache publiziert²³ und darin das Thema sehr breit gefächert, sich also nicht nur auf das generische Maskulinum konzentriert, sondern weitere Beispiele stereotyper Sprache aufgeführt. Auch die Schweizerische Bundeskanzlei hat in den 1980er Jahren einen solchen Leitfaden veröffentlicht. Seit einigen Jahren sind auch immer mehr Presseorgane und Rundfunkanstalten um eine geschlechtergerechtere Sprache bemüht.²⁴

Solche Richtlinien gelten aber immer nur für sprachliche Äußerungen aus dem jeweiligen institutionellen Kontext. Im privaten Gebrauch wird niemand gezwungen, eine bestimmte Sprachform zu verwenden. Selbst wenn der Rechtschreibrat den Genderstern oder andere Möglichkeiten geschlechtergerechter Sprache als normgerechte typografische Zeichen innerhalb von Wörtern in das Regelwerk aufnehmen würde, wäre das keine Empfehlung für geschlechtergerechte Sprache. Es wäre nur eine Abbildung des Sprachwandels, der längst stattfindet. Die Einführung einer „Sprachpolizei“ oder „Sprachdiktatur“ muss daher niemand befürchten.

FORSCHUNGSBEDARF

In der Diskussion um geschlechtergerechte Sprache wird zu Recht betont, dass die geschlechtergerechte Verwendung einer Sprache mit geschlechtsspezifischem Genusystem eine große Herausforderung darstelle und der Verzicht auf das generische Maskulinum nicht leicht zu bewältigen sei. Auch wird oft darauf hingewiesen, dass Personenbezeichnungen auf unterschiedliche Weise verwendet würden. Im Satz „Neben dem Bäcker wird das Haus renoviert“ fungiert die Personenbezeichnung als Ortsbezeichnung,

wohingegen „der Bäcker, der gerade hinten in der Backstube arbeitet“ eine definite, spezifische Bezugnahme auf eine konkrete Person ist. Die Referenzialität einer Personenbezeichnung kann also stark variieren.

Das kann man, selbst wenn man gerne geschlechtergerecht schreibt oder spricht, natürlich auch in den eigenen Sprachgebrauch einfließen lassen. Im ersten Beispiel würde ich beispielsweise die Personenbezeichnung so im Maskulinum stehen lassen oder durch „Bäckerei“ als Ortsbezeichnung ersetzen. Im zweiten Fall würde ich „Bäckerin“ sagen oder schreiben, wenn es sich um eine Frau handelt, und „Bäcker“, wenn es sich um einen Mann handelt. Diese Varianz ist kein Gegenargument gegen die Verwendung geschlechtergerechter Sprache generell, denn selbst wenn man diesem Ziel etwas abgewinnen kann, heißt es nicht, dass man immer und alles gendert. „Da es ja aber in erster Linie um Sichtbarmachung geht, konstruiert die Kritik an mangelnder konsequenter Umsetzbarkeit ein Problem, das es gar nicht gibt. Dass die Umsetzung geschlechtergerechter Sprache in ihrer Konsequenz variiert, zeigt auch, dass Sprecherinnen und Sprecher von ihrer Freiheit Gebrauch machen, selbst die Balance auszuloten zwischen Sichtbarmachung von Geschlechterdiversität auf der einen Seite und persönlichem ästhetischem Empfinden auf der anderen.“²⁵

Diese unterschiedlichen Kontexte und die daraus resultierende Verschiedenheit in der Abstraktheit der Personenbezeichnung werden in der Genderlinguistik keineswegs ignoriert. Es ist sinnvoll, danach zu unterscheiden, „über wen mit welcher sprachlichen Struktur gesprochen wird, weil Geschlecht in Abhängigkeit davon unterschiedlich relevant sein kann“.²⁶ Referenzialität (als Grad der Identifizierbarkeit eines Referenten) wurde dabei als ein zentraler Faktor identifiziert, der die Enge des Genus-Geschlecht-Zusammenhangs beeinflusst. Referenzialität manifestiert sich unter anderem in der Artikelwahl (bestimmter/unbestimmter Artikel), der Numeruswahl (Singular/Plural), auch

²³ Siehe https://en.unesco.org/system/files/ge_guidelines_for_publications_-_annex_4.pdf.

²⁴ Vgl. Felix Bohr et al., Um die gendergerechte Sprache tobt ein Kulturkampf, in: Der Spiegel, 6.3.2021, S. 8–15.

²⁵ Stefan Hartmann, Wissenschaft und (Sprach-)Politik: Es ist kompliziert, 27.1.2021, <https://wbg-community.de/themen/gastbeitrag-essay-von-juniorprofessor-dr-stefan-hartmann-wissenschaft-sprach-politik-es-ist-kompliziert>.

²⁶ Kristin Kopf, Ist Sharon Manager? Anglizismen und das geschlechtsübergreifende Maskulinum, in: Diewald/Nübling (Anm. 3), S. 6 (Manuskriptfassung).

in der semantisch-syntaktischen Rolle und kann als graduelles Konzept aufgefasst werden.²⁷ Es ist daher wichtig, den Grad der Genderisierung von Personenreferenzen zu erforschen.²⁸ Auch scheinen unterschiedliche Wörter verschiedene Wirkungen zu haben. Man spricht hier von lexikalischer Relevanz. All dies gilt es noch weiter zu untersuchen.

SPRACHPRAXIS HEUTE

Trotz der Komplexität der Herausforderung, das Deutsche geschlechtergerecht zu verwenden, gibt es immer mehr Menschen, die diese Herausforderung annehmen. Ob es in den Fernsehnachrichten, im Hörfunk, auf Homepages von Kommunen, in Kulturprogrammen, in Zeitschriften oder in Zeitungen ist – die geschlechtergerechte Sprachpraxis hat eine ungeahnte Dynamik aufgenommen. Initiativen wie „Genderleicht“ des Deutschen Journalistinnenbundes oder das „Genderwörterbuch“ versuchen dabei, dem Bedarf an geeigneten Formulierungsstrategien konstruktiv zu begegnen.²⁹ Zu welchen langfristigen Veränderungen dies im Sprachgebrauch führen wird, werden wir in einigen Jahren sehen können. Sprachwandel kann man sich vereinfacht wie eine Art Trampelpfad vorstellen, und so gilt auch bei diesem sprachpolitisch motivierten Sprachwandel: Wenn sich immer mehr Menschen dafür interessieren, die geschlechtliche Vielfalt sprachlich sichtbar zu machen, dann wird sich Sprache dadurch nachhaltig verändern; wenn nicht, dann

27 Vgl. Kotthoff/Nübling (Anm. 12), S. 95.

28 Dieses Thema ist Gegenstand des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekts „Genderbezogene Praktiken bei Personenreferenzen: Diskurs, Grammatik, Kognition“, <https://gepris.dfg.de/gepris/projekt/456835372?context=projekt&task=showDetail&id=456835372&>.

29 Siehe <https://geschichtgendern.de> und www.genderleicht.de.

30 Zum neuen geschlechtsneutralen Pronomen *hen* im Schwedischen vgl. Hellen P. Vergoossen et al., Are New Gender-Neutral Pronouns Difficult to Process in Reading? The Case of Hen in Swedish, in: *Frontiers in Psychology* 11/2020, <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2020.574356>; sowie einen journalistischen Beitrag zur Diskussion in Frankreich: Annabelle Timsit, The Push to Make French Gender-Neutral, 24. 11. 2017, www.theatlantic.com/international/archive/2017/11/inclusive-writing-france-feminism/545048. Siehe auch den Beitrag von Kristina Bedijs, Bettina Kluge und Dinah K. Leschzyk in dieser Ausgabe (Anm. d. Red.).

31 Vgl. Anatol Stefanowitsch, Der Professor, die Professor, das Professor, 3. 9. 2020, www.tagesspiegel.de/26155414.html.

32 Vgl. Bohr et al. (Anm. 24), S. 9, S. 13.

33 Vgl. Foster Wallace (Anm. 19), S. 379.

nicht. Auch in vielen anderen Sprachen, in denen Geschlecht markiert wird, findet ein solcher Sprachwandel derzeit statt, inklusive der Diskussionen darum.³⁰

Aus wissenschaftlicher Sicht ist es zu früh, jetzt schon bestimmte Formen geschlechterinklusive Schreibens oder Sprechens zu präferieren. Die Möglichkeiten sind für das Deutsche sehr vielfältig, und noch ist nicht abzusehen, welche sich am ehesten durchsetzt. Ob der typografisch herausstechende Genderstern das bevorzugte Symbol bleibt, oder ob sich eher der Unterstrich, Doppelpunkt oder vielleicht auch eine neue Konvention durchsetzt, oder ob möglicherweise das geschlechtsübergreifende Maskulinum eine dominierende Rolle behält, bleibt abzuwarten. Für eine konstruktive Auseinandersetzung wäre es allerdings hilfreich, wenn insgesamt ein offener, reflektierter, sachlicher und möglichst unaufgeregter Umgang mit dem Thema geschlechtergerechte Sprache vorherrschen und die Forschung vorangetrieben würde. Jene, die an geschlechtergerechter Sprache Interesse haben, sollten entspannt mit neuen Formen experimentieren dürfen, ohne diese anderen vorzuschreiben.³¹

Wenn zum Beispiel der Vorsitzende des Vereins Deutsche Sprache im „Spiegel“ betont, dass sein Mailprogramm automatisch alle Nachrichten mit Genderstern in den Spam einsortiert und er als Professor die Annahme von Studienarbeiten mit Genderstern ablehnt,³² ist dies genauso ein Eingriff in die sprachliche Freiheit, wie für fehlendes Gendern in Studienarbeiten Punktabzug zu geben. Sprachliche Autonomie und gegenseitige Toleranz wären hier sinnvollere Alternativen. Die sprachliche Welt geht vom aktuellen Wandel nicht unter. Was „korrekt“ oder „richtig“ ist, steht nicht auf alle Zeiten fest und ist – und war nie – für alle Sprachteilnehmer*innen gleich, sondern muss in vielfältiger Weise immer wieder neu erarbeitet werden.³³

Dieser Beitrag erschien ähnlich bereits in Sprachreport 2/2021, S. 1–12.

CAROLIN MÜLLER-SPITZER

ist Professorin für germanistische Linguistik und Leiterin des Projekts „Empirische Genderlinguistik“ am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache in Mannheim. mueller-spitzer@ids-mannheim.de

WEDER GESCHLECHTERGERECHT NOCH GENDERSENSIBEL

Peter Eisenberg

Im vorliegenden Beitrag werden Einwände gegen sprachliches Gendern im Überblick besprochen. Die rechtlichen und politischen Rahmenbedingungen für diese Diskussion sind denkbar einfach: Gendern mit sprachfremden Zeichen wie dem Stern oder mit irregulär verwendeten sprachlichen Zeichen wie dem Doppelpunkt ist für den öffentlichen Dienst nicht zugelassen. Eine repräsentative Erhebung von Infratest dimap vom Mai 2020 ergab, dass 56 Prozent der Bevölkerung in Deutschland sprachliches Gendern ablehnen.⁰¹ Gezeigt hat sich weiter, dass zunehmendes Gendern die Ablehnung verstärkt: Im Mai 2021 wollten nicht weniger als 65 Prozent der Deutschen die gegenderte Sprache nicht.⁰² Warum kommt es trotzdem weiter zu schweren Eingriffen in die Sprache? Eine Antwort wird möglich, wenn man sich vor Augen führt, was gegenwärtig mit dem Deutschen geschieht.

Kritik trifft bereits den Titel der vorliegenden Ausgabe. „Geschlechtergerechte Sprache“ ist eine der Selbstbezeichnungen, die den Tatsachen vorgeht. Ohne Zögern wird Leuten wie dem Autor vorgehalten, sie hätten etwas gegen geschlechtergerechte Sprache oder sogar gegen Geschlechtergerechtigkeit selbst. Beides trifft nicht zu. Ganz im Gegenteil bin ich mir sicher, dass Sprachgendern mit Geschlechtergerechtigkeit kaum etwas zu tun hat. Ich spreche deshalb lieber von „gegendeter Sprache“.

Der Rat für deutsche Rechtschreibung, die staatlich bevollmächtigte Institution für die Normierung der Orthografie, hat im März 2021 zum zweiten Mal beschlossen, den Stern und vergleichbare Zeichen nicht in die amtliche Regelung aufzunehmen.⁰³ Eine Missachtung seiner Beschlüsse im öffentlichen Dienst ist als Dienstpflichtverletzung zu werten, denn die gerade dort verbreitete Verwendung des Sterns, insbesondere an Schulen, ignoriert die geltenden Regeln.⁰⁴ Jeder Stern ist ein Orthografiefehler. Es geht nicht um Law and Order, sondern darum, die Genderbewegung in die Pflicht zur Rechtfertigung ihres

Verhaltens zu nehmen. Warum sollte die Bevölkerung hinnehmen, dass gegen eine Zweidrittelmehrheit und gegen geltende Regeln fortwährend in die Sprache eingegriffen wird?

Zeichen- und Sprachformen des Genderns werden im Folgenden über eine kleine Gruppe von Substantiven vorgeführt, die im Genderdiskurs häufig vorkommen. Das sind die maskulinen Personenbezeichnungen *Arzt, Dichter, Lehrer, Migrant, Prüfling, Redner, Journalist, Spion*. Wenn erforderlich, wird davon abgewichen.

FLEXIBLE VERMEIDUNG MASKULINER PERSONENBEZEICHNUNGEN

Außer beim Stern ersetzt man beim Gendern Sprachliches durch Sprachliches. Was passiert dabei? Betreffen die Änderungen tatsächlich nur das Geschlecht oder haben sie auch andere Konsequenzen?

Bei einer umfangreichen Gruppe gegendeter Ausdrücke werden recht vielfältige sprachliche Mittel verwendet. Sie sind zusammengestellt in Kompendien mit Tausenden von Einträgen wie dem „Genderwörterbuch geschickt gendern“.⁰⁵ Ihre radikalste Form meidet Personenbezeichnungen überhaupt und verwendet stattdessen etwa Bezeichnungen für Institutionen. Es heißt dann: „An der Uni Vechta ist eine Professur für Bibelkunde zu besetzen“ oder „Bewerbungen sind zu richten an ...“. Es gibt weder Professoren noch Bewerber. In der Duden-Broschüre zum Gendern heißt es dazu: „Das bietet sich tatsächlich in vielen Fällen an und kann eine sehr elegante Alternative sein.“⁰⁶ Tatsächlich sind die Möglichkeiten jedoch sehr begrenzt, man findet nicht viel mehr als *Leiter* → *Leitung*, *Lehrer* → *Lehramt*, *Praktikant* → *Praktikum*, *Journalisten* → *Presse*, *Redakteur* → *Mitglied der Redaktion* sowie eine Reihe von Komposita, wobei solche Ersetzungen häufig textlich schwer integrierbar sind.

Häufiger sind Komposita mit dem Letztbestandteil *-kraft* wie *Aushilfskraft*, *Schreibkraft*, *Fachkraft*, *Pflegekraft*, *Reinigungskraft*, *Lehrkraft*, *Führungskraft*. Einige werden seit Langem verwendet, sind „lexikalisiert“. Aus Maskulina werden Feminina, so soll es ja sein. Allerdings ist der Typus nicht kontinuierlich wachsend („produktiv“), vielleicht weil *Kraft* schon ohne Metaphorisierung in Komposita vielfältig verwendet wird (*Spannkraft*, *Muskelkraft*, *Manneskraft*, *Zugkraft*, *Tatkraft*, *Windkraft*). Die weitere Illustrierung der Verhältnisse orientiert sich an der genannten Wörterliste.

Arzt wird ersetzt durch *Person im ärztlichen Dienst* oder *ärztliches Fachpersonal*. Die Wirkung zeigt sich schon an einfachen Sätzen wie „Zur Visite erscheinen mehrere Personen im ärztlichen Dienst“ oder „Es erscheint ärztliches Fachpersonal“. Ist vorstellbar, dass jemand „meine Person im ärztlichen Dienst“ sagt anstelle von „mein Arzt“? Die vorgeschlagenen Ersetzungen sind alltagssprachlich untauglich. Wenn überhaupt, können sie erscheinen, wo es gerade nicht um Ärzte als Personen geht.

Eine der Konsequenzen zeigt sich, wenn etwa *Arztausweis* durch *ärztlicher Ausweis* ersetzt wird. Adjektive auf *-lich* mit Personenbezeichnungen als Wortstamm beziehen sich in aller Regel direkt auf die bezeichnete Person, etwa über deren Tätigkeit. Eine ärztliche Behandlung ist die Behandlung durch einen Arzt, eine ärztliche Stellungnahme entsprechend eine von Ärzten. Dagegen ist ein ärztlicher Ausweis ein Dokument, eine ärztliche Ernennung ein Vorgang, der Ärzte

in anderer Weise betrifft als eine ärztliche Tätigkeit. Die Folge ist, dass *ärztlicher Ausweis* dem Sprachgefühl widerspricht und deshalb nicht gebildet werden sollte.

Besonders häufig sind auch Bildungen mit *Person*, zum Beispiel *eingewanderte Person* (Migrant), *zu prüfende Person* (Prüfling), *vortragende Person* (Redner), *moderierende Person* (Trainer) oder *Lehrperson* (Lehrer). Wie *Kraft* ist *Person* in dieser Verwendung ein Femininum und wird insofern seiner Aufgabe, Maskulina zu vermeiden, gerecht. Aber keiner der so gebildeten Ausdrücke hat auch nur annähernd ähnlich vielfältige Verwendungen wie das ersetzte Wort. Vielmehr führen sie zu bürokratischen Texten in einem Stil, dessen sich niemand freiwillig bedient. Und natürlich bleibt das verdrängte Wort subkutan präsent, erinnert immer wieder daran, wie einfach man sich hätte ausdrücken können.

Der Optimismus, den das Kompendium mit seinen Beispiellisten zur Vermeidung von Maskulina verbreitet, bekommt rasch Dämpfer, wenn man die vorgeschlagenen Listen ein wenig genauer ansieht. Wo etwa lässt sich mit *dichtende Person* oder *poetische Person* anstelle von *Dichter* etwas anfangen, wo lässt sich *Redner* durch *vortragende Person* oder *Spion* durch *Auskunft schaffende Person* ersetzen? Die Möglichkeiten sind eng begrenzt; stilistische, aber auch im engeren Sinn semantische Unterschiede zu etablierten Wörtern sind erheblich. Ankündigungen wie „Freude am Gendern“, „Gendern leicht gemacht“ oder „geschickt gendern“ halten nicht, was sie versprechen. So vielfältig die Ausdruckskraft des Deutschen ist, so wenig lässt sie sich nach einer inhaltlichen Vorgabe wie der Vermeidung von Maskulina gängeln. Was Gendern dieser Art bewirkt, ist weniger eine Versündigung an der Grammatik oder am Wortschatz der Sprache als an der Freiheit und Vielfalt ihres Gebrauchs.

PAARFORMELN

Paarformeln oder Binomialbildungen sind Ausdrücke, in denen zwei ähnliche Bestandteile (Konjunkte) mit einer nebenordnenden Konjunktion verbunden sind wie in *Paul und Paula* oder *Wind und Wetter*. Diese Konstruktion, die am häufigsten mit *und* gebildet wird, gilt vielfach als geeignet, maskuline und feminine Personenbezeichnungen zu verbinden und so Personen beiderlei Geschlechts gleichberechtigt sichtbar zu machen

01 Vgl. Vorbehalte gegenüber genderneutraler Sprache, 2.6.2020, www.infratest-dimap.de/umfragen-analysen/bundesweit/umfragen/aktuell/vorbehalte-gegenueber-genderneutraler-sprache.

02 Vgl. Weiter Vorbehalte gegenüber gendergerechter Sprache, 25.5.2021, www.infratest-dimap.de/umfragen-analysen/bundesweit/umfragen/aktuell/weiter-vorbehalte-gegen-gendergerechte-sprache.

03 Vgl. Rat für deutsche Rechtschreibung, Geschlechtergerechte Schreibung: Empfehlungen vom 26.3.2021, www.rechtschreibrat.com/geschlechtergerechte-schreibung. Im Anhang enthält die Empfehlung dankenswerterweise eine Liste, in der „Orthografisch nicht normgerechte Wort- und Satzbildungen“ zusammengestellt sind.

04 So auch der Vorsitzende des Rates: „Mit ihrer Sprachpolitik manövrieren sich viele Hochschulen in eine gefährliche Ecke“, Interview mit Josef Lange, 7.4.2021, www.rundblick-niedersachsen.de/mit-ihrer-sprachpolitik.

05 Siehe <https://geschicktgendern.de>.

06 Gabriele Diewald/Anja Steinhauer, *Richtig gendern*, Berlin 2017, S. 56.

(*Arzt und Ärztin, Dichterin und Dichter*). Die Nennung beider Geschlechter verhilft Paarformeln zur Bewertung als Mittel eines sanften Genderens, dessen man sich als Kompromiss bedienen könne. Als Nachteil gilt der sprachliche Aufwand, dessen Wiederholung Texte lang, eintönig und sexusfixiert macht. Zur Reihenfolge der Konjunkte macht man sich über das Geschlecht hinaus wenig Gedanken, und wenn, dann kann es zu Feststellungen von oben herab kommen wie „Zunächst setzten sich ganz simple Formeln wie die Paarform ‚die Pilotin und der Pilot‘ durch (der gute alte Knigge-Paternalismus gebietet es, Frauen zuerst zu nennen)“.⁰⁷ Ein schwerer Irrtum.

Paarformeln werden als „asymmetrische Koordination“ bezeichnet, weil ihre Grammatik gerade vom Unterschied zwischen den Bestandteilen geprägt ist. Man versuche einmal, die Reihenfolge der Bestandteile in *Kind und Kegel, Mann und Maus, Frau und Kind, Brot und Spiele* zu vertauschen. Es ergeben sich Ausdrücke mit ganz anderer Bedeutung und holpernder Prosodie (Sprachrhythmus). Die besondere Bedeutung der Formeln ist an die Reihenfolge gebunden: 1) Was belebt ist und dem Menschen näher steht, wird zuerst genannt. 2) Was länger und formal komplexer ist, kommt an die zweite Stelle. 3) Was über die Wortbetonungen zu einem natürlicheren Rhythmus führt, wird gerade so platziert. Über solche Kriterien wird die Reihenfolge „ausgehandelt“. Einige Beispiele: Bei *Kind und Kegel* bezeichnet das erste Konjunkt einen Menschen, das zweite ist länger. Bei *Frau und Kind* sind beide ungefähr gleich lang, aber der erste bezeichnet eine erwachsene Person. Bei *Brot und Spiele* liegt der erste Bestandteil dem Menschen letztlich näher und der zweite ist länger. In größeren Mengen von Formeln wird die Verteilung der Eigenschaften auf die Reihenfolge richtig interessant.

Für die hier betrachteten Wörter ist die feminine Form jeweils die längere, bei *Prüfling* existiert sie gar nicht. Der Sprachrhythmus ist kompliziert, weil meistens Pluralformen verwendet werden. Inwiefern etwa *Spione und Spioninnen* prosodisch „besser“ ist als *Spioninnen und Spione*, wäre nur mit einigem Aufwand zu klären. Am interessantesten ist das Kriterium „menschlich und belebt“. Bei *Dichter und Dichterin, Migrant und Migrantin* ist der erste Bestandteil

der semantisch merkmalsärmere und deshalb im Umfang größere, weil er – anders als der zweite – ohne Bezug auf ein natürliches Geschlecht verwendet werden kann. Reihenfolgen wie in *Dichterinnen und Dichter, Migrantinnen und Migranten* platzieren die sexusgebundene Form zuerst und verhindern damit, dass die zweite Form sexusunabhängig verstanden wird. Ganz allgemein gilt ja, dass die sogenannte aktuelle Bedeutung eines Wortes auch davon abhängt, in welchem Kontext es steht. Bei der üblichen Verwendung von Paarformeln dominiert also keineswegs paternalistische Großzügigkeit, sondern es geht auch hier ganz entschieden um den Kampf gegen maskuline Personenbezeichnungen.

SUBSTANTIVIERTE PARTIZIPIEN

Ganz anders liegen die Verhältnisse, wenn bestimmte Worttypen durch andere ersetzt werden, wie etwa bei *Bläser* → *Blasender*, *Hacker* → *Hackender*, *Einwohner* → *Einwohnender* oder *die alten Knacker* → *die alten Knackenden*. Einige partizipiale Substantive sind seit Langem gebräuchlich. Dazu gehören *Vorsitzender, Reisender, Mitwirkender, Liebender, Lebender, Sterbender, Leidender, Klagender* und *Fragender*, außerdem Komposita wie *Notleidender, Kulturschaffender, Handelsreisender*. Insgesamt ergibt die Durchsicht mittelgroßer rückläufiger Wörterbücher drei bis vier Dutzend solcher Wörter. Substantivierte Partizipien hatten wohl einmal eine höhere Präsenz als heute. Produktiv war der Typ in der Kerngrammatik aber zumindest seit dem Frühneuhochdeutschen nicht, im Gegenwartsdeutschen ist er es auf keinen Fall.

Trotzdem wird versucht, diese Form insbesondere gegen Nomina Agentis (von Verben abgeleitete Maskulina) sowie umfangreiche andere Typen von maskulinen Personenbezeichnungen auszuspielen. Der Prototyp des Nomen Agentis in der Kerngrammatik ist die deverbale *er*-Bildung (*Richter, Lehrer, Trinker, Leser*). Man schreibt ihr für die vergangenen 250 Jahre zunehmende Produktivität zu und schätzt den Bestand auf mindestens 10 000 Wörter.⁰⁸ In der Grundbedeutung fungieren sie als Berufsbezeichnungen. Der Verbstamm liefert die Tätigkeit, das Suffix *-er* liefert den Bedeutungsanteil „Person“.

⁰⁷ Susan Arndt, Das Versprechen des Gendersternchens, 21.8.2018, www.tagesspiegel.de/22929284.html.

⁰⁸ Vgl. Carmen Scherer, Wortbildungswandel und Produktivität. Eine empirische Studie zur nominalen *-er*-Derivation im Deutschen, Tübingen 2005.

Das partizipiale Adjektiv hat wie sein Substantiv eine davon deutlich unterschiedene Bedeutung. Genau darum wird der Streit geführt. Aber ein *Lesender* ist und bleibt etwas anderes als ein *Leser*. Die Bedeutung des substantivierten Partizips ist enger als die des Nomen Agentis. Es geht nicht um eine Tätigkeit als solche, sondern um eine aspektuelle Überformung derselben. Die Tätigkeit befindet sich im Verlauf. Sie ist unabgeschlossen und in der Regel an kontextuell gegebene Gleichzeitigkeit gebunden. Die wiederholte Behauptung, ein *Mitarbeitender* sei nicht immer am Mitarbeiten, so wie der aufgehende Mond nicht immer am Aufgehen sei, verfängt nicht. Der Mond wird so genannt, wenn er am Aufgehen ist, und der Mitarbeiter, wenn er an etwas mitarbeitet. Das Präpositionalobjekt mit der ans Verb gebundenen Präposition *an* gehört zur grammatischen Grundausstattung des Wortes. Dass man *Mitarbeiter* anders und davon abweichend verwenden kann, ohne dass der Blitz einschlägt, trifft zu, ändert aber an der Bedeutung des Wortes nichts.

Das Nomen Agentis sperrt sich noch aus einem anderen, rein grammatischen Grund gegen das Gendern. Ein Wort wie *Lesender* hat im Singular maskuline (*ein Lesender*) wie feminine (*eine Lesende*) Formen. Der Unterschied verschwindet im Plural, der ja genuslos ist (*die Lesenden*). Genuslosigkeit erlaubt eine Verwendung des Wortes als Nicht-Maskulinum. Deshalb stehen gegenderte substantivierte Partizipien fast ausschließlich im Plural, ganz so, als hätten all diese Wörter nur Pluralformen. Damit ist selbstverständlich eine gewaltige Einschränkung im Gebrauch verbunden, die beim Gendern in Kauf genommen werden muss.

Anders als die Partizipien haben Nomina Agentis auf *-er* einen sogenannten Null-Plural, das heißt, die Grundform *der Leser* ist identisch mit der Grundform im Plural *die Leser*. Auch er ist genuslos, aber weil die Form identisch ist mit der maskulinen im Singular, wird sie gemieden. Hier zeigt sich wunderbar, wie sehr man um die Ecke denkt, um bloß nicht das Maskulinum zu nutzen. Die künstliche Vermehrung partizipialer Substantive gegenüber Nomina Agentis läuft darauf hinaus, einen produktiven Wortbildungsprozess zwanghaft durch einen unproduktiven zu ersetzen, der formal und semantisch in keiner Weise mit dem zu verdrängenden Typus übereinstimmt. Es gewinnt eine ideologisch fundierte Ableitung, die sprachwidrig ist und insofern an einem Sprachzerstörungsprozess teilhat.

DER STERN UND SEINE VERWANDTEN

Der Genderstern steht in einer Reihe mit mehreren Symbolen, die wie er selbst sprachfremd sind (*Ärzt*in, Ärzt_in, Ärztin*) oder die abweichend von ihrer sprachlichen Verwendung stehen (*ÄrztIn, Ärzt:in, Ärzt!in, Ärzt/in, Ärztex, Ärztys*). Allen Formen gemeinsam ist, dass sie Mehrheiten von Personen mit ihren sexuellen Orientierungen sichtbar machen sollen: Unterschiedliche Formen stehen für dasselbe oder fast dasselbe. Ob Stern oder Unterstrich ist im Prinzip egal. Man könnte noch ganz andere Symbole wie ein Dreieck, einen Kreis oder ein Ω verwenden. Was kaum einmal bemerkt wird: Auch umgekehrt ist die unterstellte Bedeutung beliebig und deshalb austauschbar. Man spricht von Personen beliebiger sexueller Orientierung, kann aber ebenso gut von Personen beliebiger Hautfarbe, beliebiger Religionszugehörigkeit oder beliebigem Intelligenzquotienten sprechen. Setzt sich der Genderstern durch, dann ist eine außersprachliche Bedeutung etabliert, der beliebig andere außersprachliche Bedeutungen folgen können. Der Vorgang öffnet einer Manipulation durch Sprache Tür und Tor. Niemand weiß ja, welche Wege der identitätspolitische Zeitgeist noch gehen wird.

Es wurde versucht, dem Stern und seinesgleichen den Status sprachlicher Sonderzeichen zuzusprechen. Der Direktor des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache Henning Lobin etwa sagt, der Stern könne als typografisches Zeichen wie das Prozent- oder das Paragrafenzeichen angesehen werden.⁰⁹ Da irrt er. Die etablierten Zeichen haben sprachliche Bedeutungen und nicht ideologische Bekenntnisse zur Grundlage, wie sie Die Grünen schon 2015 unmissverständlich formulierten: Der Stern werde verwendet, „um sicherzustellen, dass dadurch alle Menschen genannt“ werden. „Transsexuelle, transgender und intersexuelle Personen werden so nicht mehr unsichtbar gemacht und diskriminiert.“¹⁰ Es bleibt ein Geheimnis der Autoren solcher Texte, wie es dazu kommen soll, dass mit dem Stern alle die erwähn-

⁰⁹ Vgl. „Die deutsche Sprache ist ein Symbol der Gleichberechtigung“, Interview mit Henning Lobin, in: *Der Spiegel*, 7.3.2021, S. 15 ff.

¹⁰ Bündnis 90/Die Grünen, *Geschlechtergerechte Sprache in Anträgen an die BDK, Beschluss der 39. Ordentlichen Bundesdelegiertenkonferenz, Halle/S.*, 20.–22. 11.2015, cms.gruene.de/uploads/documents/BDK15_Geschlechtergerechte_Sprache.pdf.

ten und viele weitere Personengruppen genannt sind. Denn der Stern hat keine sprachliche Bedeutung, ist nichts als der sprachliche Geßlerhut, den man zu tragen veranlasst werden soll. Hier wird kein Sprachkampf ausgetragen, sondern ein Streit um ideologische Bedeutungszuschreibungen.

Dass der Stern in jeder Beziehung sprachfremd ist, zeigt sich schon an den einfachsten Fakten seines Gebrauchs: Häufigste Verwendung ist die in Formen wie *Lehrer*innen*. Er steht hier nach dem maskulinen Wortbaustein (Morphem) *er*, der ein Nomen Agentis produziert. Für die Grammatik des Wortes nach außen ist er bedeutungslos, weil diese vom Folgemorphem *in* bestimmt wird. Die Gesamtform ist feminin, was im Singular *Lehrer*in* deutlich wird. Was bedeutet diese Form? Bedeutet sie „weibliche Lehrerin beliebiger sexueller Orientierung“? Und wie lautet das maskuline Gegenstück? Vielleicht *Lehrer*er*? Oder gibt es das gar nicht? Und warum vermeidet man um jeden Preis die Form *Lehr*er*? Die würde doch dasselbe bedeuten wie *Lehrer*innen*, wäre aber maskulin.

Das sind nur allererste unbeantwortete Fragen zur Verwendung des Sterns. Sie setzen sich fort bei Versuchen, seine Aussprache zu beschreiben. Der verwendete Laut ist der Glottisschlag, auch Knacklaut genannt. Er steht vor Wortstämmen, die ohne ihn vokalisches anlauten würden (*be-atmen*), und er steht wortintern bei Fremdwörtern, wo sie einen sogenannten Hiatus (Abgrund) haben wie in *na-iv* oder *line-ar*. Kennzeichen des Hiatus, der schon in antiken Aussprachelehren als artikulatorisch unschön und unbequem galt, ist das unmittelbare Aufeinandertreffen von zwei Vollvokalen an einer Silbengrenze. In Formen wie *Lehrer-innen* steht er nicht an einer Silben- sondern an einer Morphemgrenze und hat in aller Regel zur Folge, dass der Hauptakzent des Wortes, der normalerweise auf dem Stamm liegt (*Léhrerinnen*), auf das feminine Suffix verschoben wird (*Lehrerinnen*). Ob das gewollt ist, bleibt hier offen. Klar ist aber die Systemwidrigkeit der Aussprache mit Glottisschlag, und zwar in einem ziemlich fundamentalen Sinn. Das zeigt sich wieder an den dazu vertretenen Auffassungen, wenn es ums Gendern geht.

Lobin meint, die Aussprache mit Glottisschlag „wäre kein sprachlicher Systembruch“, ignoriert dabei aber den Hiatus.¹¹ Und der Linguist

¹¹ Nicht nur Anne Will „gendert“: Experte erklärt, warum sich „Gendern“ in der Sprache durchsetzen könnte, Interview mit Henning Lobin, 28.5.2020, <https://web.de/magazine/34738312>.

Anatol Stefanowitsch meint, mit der Position vor Morphem „betreten die Verwender/innen dieser Form phonologisches Neuland“, wobei ausdrücklich hinzugefügt wird, der Knacklaut sei innovativ, aber kein Element des Lautsystems, also kein Phonem.¹² Der Syntaktiker Hubert Haider schließlich, der eine gegenderte Sprache sonst ablehnt, hält ihn gerade für ein neues Phonem.¹³ So kocht jeder wie er will, aber alle kochen ohne Kochbuch.

ÜBER GENERISCHE BEDEUTUNGEN

Nun zum eigentlichen Knackpunkt der ganzen Debatte. Schon früh hat die Sprachwissenschaftlerin Luise Pusch ihre Kampfansage gegen das generische Maskulinum formuliert: Es sei der „wahre Feind“ einer feministischen Linguistik.¹⁴ Später hat sie mehrfach nachgelegt, das Deutsche als krank, reparaturbedürftig und die Grammatik schließlich als unverträglich mit dem Grundgesetz bezeichnet.¹⁵ Die angestrebte Umgestaltung des Deutschen hängt tatsächlich im Wesentlichen an der Beseitigung des generischen Maskulinums. Als identitätsstiftend und Movens der Genderbewegung wird dieses Ziel mit allen Mitteln verteidigt. Aber wahr werden die aufgestellten Behauptungen dadurch nicht. Sie sind und bleiben unhaltbar.

Was also ist eine generische Bedeutung? Zumindest für die Konkreta unter den Substantiven nehmen fast alle Grammatiken an, dass Substantive Mengen von Objekten bezeichnen. Das Wort *Baum* bezeichnet die Menge der Bäume, auch wenn ein Sprecher sie gar nicht kennen kann. Die Menge wird zusammengehalten durch gemeinsame Bedeutungsmerkmale ihrer Elemente, die man als den zugrunde liegenden Begriff (Intension) des Wortes bezeichnet. Die Menge selbst nennt man seinen Begriffsumfang

¹² Anatol Stefanowitsch, Gendergap und Gendersternchen in der gesprochenen Sprache, 9.6.2018, www.sprachlog.de/2018/06/09.

¹³ Vgl. Hubert Haider, Phonemicization of the Glottal Stop Due to Political Correctness in German, 6.10.2021, <https://ling.auf.net/lingbuzz/006178>.

¹⁴ Luise Pusch, Generisches Femininum erregt Maskulinguisten, Teil 1, 20.7.2013, www.fembio.org/biographie.php/frau/comments/generisches-femininum-erregt-maskulinguisten-teil-1.

¹⁵ Vgl. „Unsere Grammatik widerspricht dem Grundgesetz“, Interview mit Luise Pusch, in: Süddeutsche Zeitung Magazin, 23.12.2020, S. 26–32.

(Extension). Diese Redeweise birgt eine Reihe von Problemen, aber sie ist plausibel und praktisch. Das Wort *Linde* kann sich beispielsweise in „die Linde am Brunnen vor dem Tore“ durchaus auf ein einzelnes und ganz bestimmtes Objekt aus der Menge der Linden beziehen. Im Satz „Die Linde liefert einen schmackhaften Honig“ ist das nicht der Fall. Bei normalem Verständnis wird eine Aussage über Linden allgemein gemacht, die Bedeutung betrifft die Gattung der Linden. Jedes Substantiv, das eine Menge bezeichnet, kann so verwendet werden. Man spricht dann meist von einer spezifischen Bedeutung einerseits und einer allgemeinen oder generischen andererseits. Das sind nicht zwei verschiedene Bedeutungen des einen Wortes, sondern das eine Wort wird in unterschiedlichen grammatischen Umgebungen verwendet und bedeutet in Abhängigkeit vom Kontext Unterschiedliches. Wie dieser Zusammenhang aussieht, ist weitgehend geklärt.¹⁶

Personenbezeichnungen verhalten sich nicht anders. So kann das Wort *Lehrerin* generisch verwendet werden („Lehrerinnen sind tüchtig“), aber genauso gut spezifisch („Diese Lehrerin hat Erfolg“). Bei generischer Bedeutung bleiben viele semantische Merkmale unberücksichtigt, die bei spezifischer Bedeutung eine Rolle spielen können. Das Merkmal „weiblich“ spielt bei *Lehrerin* immer und unabhängig von der jeweiligen Verwendung eine Rolle. Entsprechend beim Wort *Lehrer*. Auch hier kann die spezifische Bedeutung ein Sexusmerkmal haben, das wäre dann „männlich“. Die generische Bedeutung hat dieses Merkmal nicht. Sie ist sexusunabhängig, und die Standardformulierung des Genderismus, Männer seien vom generischen Maskulinum gemeint, Frauen seien lediglich mitgemeint, erweist sich als reine Polemik. Das generische Maskulinum bietet die einfachste, eleganteste und flexibelste Möglichkeit des Deutschen, Sexusdiskriminierung zu vermeiden.

16 Einiges dazu in Gisela Zifonun, Die demokratische Pflicht und das Sprachsystem: Erneute Diskussion um einen geschlechtergerechten Sprachgebrauch, in: Sprachreport 34/2018, S. 44–56.

17 Damaris Nübling, Geschlecht in der Grammatik. Was Genus, Deklination und Binomiale uns über Geschlechter(un)ordnungen sagen, in: Muttersprache 1/2020, S. 17–33, hier S. 17.

18 Carolin Müller-Spitzer, Geschlechtergerechte Sprache: Zumutung, Herausforderung, Notwendigkeit?, in: Sprachreport 2/2021, S. 1–12, hier S. 6.

Eben dies wird von seinen „Feinden“ bestritten mit der These, *Lehrer* habe in derselben Weise einen Bezug auf „männlich“ wie *Lehrerin* einen auf „weiblich“ hat. Zur Stützung dieser Behauptung wird in der umfangreichen Forschung immer wieder gezeigt, wie man das Wort *Lehrer* verwenden kann, damit das Merkmal „männlich“ in Erscheinung tritt. Niemand bestreitet diese Möglichkeit. Bestritten wird allerdings die Behauptung, das Maskulinum sei nur so verwendbar. Jede Behauptung dieser Art ist unzutreffend, auch wenn der Online-Duden neuerdings die erste Bedeutung von *Lehrer* als „männliche Person, die an einer Schule unterrichtet“ bucht. Das ist weniger ein Irrtum als der Versuch, etwas gegen das generische Maskulinum zu unternehmen, denn ebenso wird mit etwa 11 000 anderen Maskulina verfahren. Der Duden informiert seine Leser somit wissentlich falsch.

Von der Sprachwissenschaftlerin Damaris Nübling, einer Befürworterin sprachlichen Genders, wird formuliert: „Die öffentliche Debatte um sprachliche Geschlechtergerechtigkeit bildet nur einen winzigen Ausschnitt dessen ab, was die linguistische Geschlechterforschung eigentlich interessiert und beschäftigt.“¹⁷ Das mag zutreffen, erforderte aber umso mehr eine sorgfältige Prüfung, was von der Geschlechterforschung, also vom Gebrauch der Wörter in Laborsituationen, für den öffentlichen Genderdiskurs relevant ist und was nicht. Diese Prüfung unterbleibt regelmäßig und wird gelegentlich sogar ersetzt durch Einlassungen wie: „Dabei muss man klarstellen: Sprache gehört allen Sprecher*innen und Schreiber*innen, und alle, die sich aktiv am Sprachgeschehen beteiligen, verändern die Sprache mit.“¹⁸ So etwas zu lesen, ist schmerzlich. Der öffentliche Straßenraum gehört allen, deshalb haben einige das Recht auf besondere Verkehrsregeln? Und was wird aus der Luft zum Atmen, dem Trinkwasser, der Gleichheit vor dem Gesetz oder dem freien Wort? Sprachliches Gendern vergeht sich an unserem höchsten Kulturgut, führt in den meisten Kontexten zu autoritärem, widerrechtlichem Verhalten und ist undemokratisch. Mit Geschlechtergerechtigkeit oder Gendersensibilität hat all das kaum etwas zu tun.

PETER EISENBERG

ist emeritierter Professor für deutsche Sprache der Gegenwart an der Universität Potsdam.

SPRACHE UND BEWUSSTSEIN

Miriam Lind · Damaris Nübling

In der öffentlichen Diskussion über Sinn und Effekt von geschlechterinklusive Formulierungen werden allzu oft allzu schlichte unilaterale Beziehungen zwischen Sprache und Bewusstsein vermutet: Weder existiert ein sogenanntes sprachliches Relativitätsprinzip, wonach man die „Wirklichkeit“ ausschließlich über die „Brille“ einer Einzelsprache wahrzunehmen in der Lage wäre – mit blinden Flecken dort, wo kein sprachlicher Ausdruck existiert –, noch formt ausschließlich Sprache Realität und die Wahrnehmung der Dinge, auch wenn sie wirklichkeitskonstituierende Auswirkungen hat. Die Wirkmächtigkeit von Sprache wird sowohl von der einen als auch von der anderen Seite überschätzt, wenn etwa die Verwendung des generischen Maskulinums per se mit dem expliziten Ausschluss nicht-männlicher Personen gleichgesetzt⁰¹ oder die Verwendung geschlechterinklusive Sonderzeichen gar als Ausdruck radikaler politischer Überzeugungen interpretiert wird, die weit über Fragen geschlechtlicher Diversität hinausgehen.⁰²

Vielmehr ist das Verhältnis zwischen Sprache und Bewusstsein bilateral organisiert, indem gegenseitige Beeinflussungen gelten. Diese Beziehung ist flexibel und damit prinzipiell veränderbar. Dazu bedarf es jedoch der Reflexion und der Einsicht, dass sprachliche Veränderungen bewussteinsbildend sein können. Man ist nie in einer Sprache gefangen – nur erfordert es einigen Aufwand, bereitliegenden „Fertigbauteilen“ in Form von Wortprägungen oder festen Strukturen auszuweichen oder diese aufzubrechen. So ist uns die sogenannte *Male-first*-Abfolge zweier koordinierter Substantive wie *Hänsel und Gretel*, *Mann und Frau*, *Bruder und Schwester* so geläufig, dass wir sie zu über 90 Prozent in dieser und nicht in der umgekehrten Ordnung reproduzieren. Diese Abfolge wird sogar auf neuere Konzepte angewandt, etwa bei *Schwulen und Lesben*, die zu 80 Prozent in dieser und nur zu 20 Prozent in umgekehrter Abfolge vorkommen.⁰³ Mit jeder Verwendung bestätigen wir diese hierarchisch zu lesende Ordnung, die dadurch erneut hervorgebracht, gefes-

tigt, verstetigt und ins Bewusstsein eingeschrieben wird. Wir liefern im Folgenden einige Beispiele für dieses komplexe Beziehungsgeflecht zwischen Sprache, Geschlecht und Bewusstsein.

SPRACHWANDEL UND WORTBILDUNG

Bis vor rund 50 Jahren zerfielen erwachsene weibliche Personen in zwei Kategorien: Fräuleins und Frauen. Ob eine Frau verheiratet war oder nicht, war omnipräsent und omnirelevant, denn man konnte dieser Auskunft gar nicht entkommen: Weder konnte man sich mit *Fräulein* auf alle Frauen, ob bemannt oder nicht, beziehen noch umgekehrt mit *Frau*, die die ledigen Frauen ausgeschlossen hätte. Damit verpflichteten diese beiden Wortprägungen zur Auskunft über die Relation der Frau zu einem (Ehe-)Mann. Diese Zweiteilung von Frauen wurde sprachlich präformiert und mit jeder Verwendung gleichzeitig affirmiert.

Umgekehrt galt für die männliche Seite Fehlanzeige. Hier war und ist es irrelevant, ob ein Mann verheiratet ist oder nicht. Diese Information kann man allenfalls auf ein Attribut auslagern: (*un*)*verheirateter Mann*. Wörter sind sprachliche Fertigbauteile, deren Prägung wegen des häufigen mentalen Zugriffs auf das zugrundeliegende Konzept zustande kam. Diese Prägungen können wieder hinfällig werden, wenn man bestimmte Unterscheidungen vermeiden möchte oder sie nicht mehr für relevant hält. Sprache ist kein unverrückbar festes System, das ins Wanken gerät, wenn es sich wandelt. Diesen Eindruck versuchen konservative Akteur:innen im öffentlichen Diskurs über geschlechtersensible Sprache zu erwecken, indem Sprachverfallsängste geschürt werden. Sprachwandel vollzieht sich täglich bei jedem Sprechen – und erweist sich bei einem Blick über die Jahrhunderte als so deutlich, dass uns Texte früherer Sprachstufen ohne fundierte sprachhistorische Kenntnisse unverständlich bleiben.

Die jahrhundertlang geltende weibliche Zweit-rangigkeit in Form der Relationalität zum Mann

hat sich tief im Wortbildungssystem und damit in der Grammatik angelagert: Grammatisch maskuline Personenbezeichnungen wie *Arbeiter*, *Arzt* oder *Leser* werden offensichtlich so stark männlich assoziiert, dass sie sich für den Bezug auf eine Frau disqualifizieren; ob sie sich tatsächlich geschlechtsneutralisierend auf beide Geschlechter zu beziehen vermögen, werden wir später noch ansprechen.

Bei der Femininmovierung erfolgt eine Transposition maskuliner Personenbezeichnungen ins grammatische Femininum durch Hinzufügen der femininen Endung *-in* (*Arbeiterin*). Dieses asymmetrische, die gesamte deutsche Sprache durchziehende Verfahren resultiert aus der Bewertung des Mannes als Norm(alfall) und der Frau als Abweichung in Form der Ableitung.⁰⁴ Es gibt unter den Personenbezeichnungen genau drei feminine Basiswörter, bei denen eine sogenannte Maskulinmovierung erfolgen muss: *Braut – Bräutigam*, *Witwe – Witwer*, *Hexe – Hexer*. Diese Wörter berichten ebenfalls über Norm und Devianz: Für Frauen war die Ehe von solch existenzieller Bedeutung, dass *Braut*, das den Beginn einer Ehe, und *Witwe*, das ihr Ende kennzeichnet, als kurze Basisbegriffe geprägt wurden, was auch durch die höhere Zugriffsrate im mentalen Lexikon bedingt ist. Für den Mann lagen keine entsprechenden Basislexeme bereit, da eine Ehe oder der Tod seiner Frau für ihn nicht von existenzieller Bedeutung war. Während immer wieder behauptet wird, dass Maskulina wie *Arbeiter* oder *Arzt* sich als Basisbegriffe angeblich geschlechtsgenerisch auf beide Geschlechter beziehen würden, stellt die Linguistin Carolin Müller-Spitzer zu Recht fest, dass man diese Annahme mit der gleichen Logik auch für den Basisbegriff *Braut* oder *Witwe* reklamieren könne – was aber nicht der Fall ist.⁰⁵

01 Vgl. Feminismus sprechen lernen, 1.3.2016, <https://maechchenmannschaft.net/feminismus-sprechen-lernen>.

02 Vgl. Historiker: „Gendersprache“ stellt bürgerliche Gesellschaft infrage, 17.8.2021, www.idea.de/artikel/historiker-gendersprache-stellt-buergerliche-gesellschaft-infrage.

03 Vgl. Anne Rosar, Mann und Frau, Damen und Herren, Mütter und Väter – Zur (Ir-)Reversibilität der Geschlechterordnung in Binomialen, in: Gabriele Diewald/Damaris Nübling (Hrsg.), *Genus – Sexus – Gender*, Berlin–Boston 2022 (i. E.); Damaris Nübling, *Geschlecht in der Grammatik: Was Genus, Deklination und Binomiale uns über Geschlechter(un)ordnungen berichten*, in: *Muttersprache* 1/2020, S. 17–33.

04 Dies gilt auch für das gesamte Vornamensystem (*Paul – Paula*, *Christian – Christiane* etc.).

05 Vgl. Carolin Müller-Spitzer, *Geschlechtergerechte Sprache: Zumutung, Herausforderung, Notwendigkeit?*, in: *Sprachreport* 2/2021, S. 1–12.

GENUSGRAMMATIK

Im öffentlichen Diskurs werden insbesondere wissenschaftsferne Akteure wie der Verein Deutsche Sprache (VDS) nicht müde, entweder der Linguistik die Verwechslung von Genus und Sexus zu unterstellen, ohne dabei je Namen zu nennen, oder schlechterdings jeden Zusammenhang zwischen Genus und Sexus abzustreiten. Dabei vertritt der Verein mit der Rede von Sexus einen naiven biologistischen Geschlechtsbegriff, während die Linguistik differenzierter vorgeht und mindestens vier Ebenen unterscheidet, zwei sprachintern und zwei sprachextern operierende:

- a) **Genus** bildet eine sprachinterne Nominalkategorie. Jedem Substantiv ist ein Genus inhärent, das an Begleitwörtern wie Artikeln oder Pronomen sichtbar wird: *die Ameise – sie*. Das Deutsche unterscheidet drei Genera: Femininum, Maskulinum, Neutrum.
- b) Das **semantische Geschlecht** bezieht sich auf Personenbezeichnungen, die inhaltlich auf ein Geschlecht verweisen, zum Beispiel *die Mutter, Frau, Schwester – der Vater, Mann, Bruder*. Hier besteht zu annähernd 100 Prozent eine Übereinstimmung zwischen „männlich“ und Maskulinum sowie zwischen „weiblich“ und Femininum (sogenanntes Sexus-Genus-Prinzip).
- c) **Sexus** als sprachexterne Kategorie bezeichnet die biologische, meist genitalienbasierte Geschlechtszuordnung, die traditionell dichotom von zwei Geschlechtern, weiblich und männlich, ausgeht, zu denen bekanntlich weitere Ausprägungen existieren (zum Beispiel das breite Spektrum intergeschlechtlicher Geschlechtsvariationen).
- d) **Gender** bezeichnet die individuelle Geschlechtszugehörigkeit und ist eine soziale Kategorie. Sie ist prinzipiell von Geschlechtsorganen unabhängig, auch wenn bei den meisten Menschen Korrelationen vorliegen. Gender wird interaktiv hervorgebracht und ist eher entlang einer Skala in Stufen denkbar denn als Entweder-Oder-Entscheidung. Bei vielen Berufsbezeichnungen wird die Geschlechtssinformation als Teil der Wortbedeutung aufgefasst: So wird den Berufen *Pilot, Richter, Lehrer, Verkäufer, Kassierer, Erzieher, Florist* ein abnehmender männlicher Genderisierungsgrad zugewiesen. Dies hat auch,

aber nicht nur, damit zu tun, wie hoch der Anteil von Männern in diesen Berufen ist. Es ist gerade diese wissenschaftlich unabdingbare Differenzierung des Geschlechterbegriffs, wegen der geschlechtergerechte Sprache zu einem thematischen Dauerbrenner konservativer „Gender-Kritiker:innen“ wird: Die Debatte um die sprachliche Repräsentation von Frauen und nicht-binären Menschen wird von einigen Diskursteilnehmer:innen als Vorwand genutzt, um misogynen Ansichten⁰⁶ oder Ablehnung der zunehmenden rechtlichen und sozialen Anerkennung transgeschlechtlicher und nicht-binärer Menschen sowie eines diversitätssensiblen Genderbegriffs öffentlichkeitswirksam zu artikulieren.⁰⁷ Geschlechterinklusive Sprachgebrauch fungiert für manche kulturkonservative Kräfte als Inbegriff eines gesellschaftlichen Wandels, der ihren gesellschaftspolitischen Idealen entgegensteht. Bei diesen Meinungsbekundungen bleibt die eigene ideologische Positionierung meist unreflektiert, während den Befürworter:innen geschlechterinklusive Sprache ideologische Verblendung vorgeworfen wird.⁰⁸ Die öffentliche Debatte um geschlechtergerechte Sprache wird so zunehmend zur Scheindebatte, in der fachfremde und oftmals wissenschaftsferne Akteur:innen Sprachverfallsängste für die eigene politische Agenda instrumentalisieren.⁰⁹

Der VDS wirft den Befürworter:innen geschlechtergerechter Sprache grundlegende Irrtümer vor, was er in seinem Aufruf „Schluss mit Gender-Unfug!“ von 2019 wie folgt artikuliert: „Der Generalirrtum: Zwischen dem natürlichen und dem grammatischen Geschlecht bestehe ein fester Zusammenhang. Er besteht absolut nicht. *Der Löwe, die Giraffe, das Pferd.* Und keinen stört es, dass alles Weibliche sich seit 1000 Jahren von dem Wort ‚das Weib‘ ableitet.“¹⁰ Hier wird jeglicher Zusammenhang zwischen Sexus und

Genus, den die Linguistik nur für Menschen reklamiert, abgestritten und mit ein paar Beispielen aus dem Tierreich garniert. Dagegen steht linguistisch außer Frage, dass sogenannte Genuszuweisungsprinzipien, die nach den Zuordnungen zwischen Form oder Bedeutung von Substantiven und ihrem Genus fragen, formalen und semantischen Kriterien folgen. Unter das formale Prinzip fällt beispielsweise, dass Diminutivendungen wie *-chen* und *-lein* immer Neutra generieren und dabei das Genus ihrer Basis überschreiben: *der Mann* (m.) – *das Männchen* (n.).¹¹ Im Folgenden fokussieren wir auf semantische Prinzipien und nehmen eine Differenzierung zwischen zwei Perspektiven vor: Von der Semantik zum Genus oder vom Genus zur Semantik.

SEXUS-GENUS-PERSPEKTIVE

Die verlässlichste aller semantischen Regeln besteht im oben unter b) erwähnten Sexus-Genus-Prinzip: Bezeichnungen mit semantisch inhärentem weiblichen Geschlecht tragen feminines Genus, solche mit männlichem Geschlecht maskulines: *die Mutter, Frau, Schwester* – *der Vater, Mann, Bruder*. Dieses Prinzip ist so mächtig, dass es produktiv auf Fremdwörter angewandt wird: *die Queen, die Lady* – *der King, der Boy*. Es betraf im Althochdeutschen auch die meist zweigliedrigen – das heißt aus zwei Substantiven zusammengesetzten – Personennamen, bei denen nur das Genus des zweiten Kompositionsglieds darüber bestimmte, ob es sich um einen Frauen- oder einen Männernamen handelte: Der weibliche Name *Gunhild* ist zum Beispiel aus den althochdeutschen Substantiven *gund* (Kampf) und *hilt(ja)* (Krieg) zusammengesetzt. Das feminine Genus des Substantivs *hilt* machte diesen Namen zum Frauennamen. Parallel dazu geht zum Beispiel der Männernamen *Wolfram* auf die althochdeutschen Bestandteile *wolf* (Wolf) und *raban* (Rabe) zurück; wegen des maskulinen Genus von *raban* kam der Name nur für Männer infrage.¹²

Auch wenn in modernen Vornamen keine zugrundeliegenden Substantive mehr erkennbar

06 Etwa, dass es ein Zeichen fehlenden Selbstbewusstseins sei, geschlechtergerechte Sprache für wichtig zu halten. Vgl. Patricia Hecht, *Echt der letzte Müll*, 9.7.2018, <https://taz.de/Gendergerechte-Sprache/!5509032>.

07 Vgl. Andreas Rödter, *Das *-Thema*, 6.2.2021, www.echo-online.de/_23100181.

08 Vgl. ders./Kristina Schröder, *Gendern ist Gesinnungszwang*, 28.7.2021, www.welt.de/232549403.

09 Vgl. Henning Lobin, *Sprachkampf. Wie die Neue Rechte die deutsche Sprache instrumentalisiert*, Berlin 2021.

10 Siehe <https://vds-ev.de/gegenwartsdeutsch/gendersprache/gendersprache-unterschriften/schluss-mit-dem-gender-unfug>.

11 Mehr in Klaus-Michael Köpcke/David Zubin, *Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen*, in: Ewald Lang/Gisela Zifonun (Hrsg.), *Deutsch – typologisch. Jahrbuch 1995 des Instituts für deutsch Sprache, Mannheim 1996*, S. 473–491.

12 Vgl. Susanne Oelkers, *Naming Gender. Empirische Untersuchungen zur phonologischen Struktur von Vornamen im Deutschen*, Berlin 2003.

sind und somit Genus nicht mehr als Grundlage der Geschlechtszuordnung von Namen dient, ist die eindeutige Zuordnung von Vornamen als Mädchen- oder Jungennamen nach wie vor eine gesellschaftlich kaum hinterfragte Selbstverständlichkeit und die Vergabe „gegengeschlechtlicher“ Vornamen juristisch ausgeschlossen.¹³ Erst seit 2008 ist die alleinige Vergabe von geschlechtsneutralen Vornamen wie Robin oder Kim zugelassen.¹⁴ Zur Geschlechtsvereindeutigung im Sprachgebrauch wird hier wieder auf das Genus von Artikeln und die genuskongruente Flexion von Pronomen und Adjektiven zurückgegriffen (*der* Kim ist männlich, *die* Kim weiblich).

Beim Menschen wirkt der Zusammenhang von Sexus und Genus so zuverlässig, dass die vermeintlichen und von den Gegner:innen des Genders immer wieder bemühten „Ausnahmen“ diese Regel bei genauerem Hinsehen frappierend bestätigen. Es sind aus der Geschlechterordnung exkommunizierte Randfiguren, Außenseiter und Versager, denen das Sexus-Genus-Prinzip verwehrt wird: *das Weib*, zusammen mit der veralteten Bezeichnung *das Mensch* (für Frau) sowie vielen weiblichen Metaphern wie *das Ding*, *das Stück* dienen der Herabsetzung nicht gesellschaftsfähiger, liederlicher Frauen.¹⁵ Hinzu kommen *das Frauenzimmer* und auffällig viele (mittlerweile lexikalisierte) Diminutiva wie *Fräulein*, *Mädchen* zur Auszeichnung von sozial unfertigen Frauen, die erst mit Ehe und Mutterschaft in den dritten und letzten „Geschlechtszustand“ aufsteigen.¹⁶

Insbesondere für weibliche Menschen existieren viele Diminutiva mit *-chen* oder *-lein*, die neben dem Ausdruck von Kleinheit, Unfertig- oder Minderwertigkeit das Genus neutrum mitbringen

und die sogar zur Primärbezeichnung unreifer Mädchen beziehungsweise geschlechtsreifer, aber unbemannter Fräuleins mutiert sind. Auf männlicher Seite sind dagegen weder Diminutiva noch Neutra zu finden, nicht einmal zur Bezeichnung kleiner Jungen. Auch Dialektwörter für Mädchen landen immer wieder im Neutrum, ob diminuiert oder nicht (*das Dirndl*, *Wicht*, *Luit*, *Deern*, *Maitli*), ebenso Anglizismen für sexualisierte Frauen (*das Pin-up*, *Model*, *Girl*, *Bunny*). Dialektwörter für Jungen verbleiben dagegen im geschlechtskongruenten Maskulinum (*der Junge*, *Bub*, *Kerl*).¹⁷

Dabei kündigt die sprachliche Geschlechter- und Genusordnung, die als Kondensat historischer Geschlechterrollen zu verstehen ist, auch von der Exkommunikation von Männern. Deren Bezeichnungen geraten ebenfalls in ein „falsches“ Genus, wobei das Femininum ausreicht: *die Tunte*, *Tucke*, *Schwuchtel*, *Memme*, *Lusche* bezeichnen Männer, die sich nach Vorstellung früherer (und teils andauernder) Vorstellungen als „richtige“ Männer disqualifizieren, indem sie das „falsche“ Geschlecht begehren beziehungsweise männlich kodierten Eigenschaften wie Mut, Durchsetzungskraft oder Draufgängertum nicht nachkommen.

Linguistisch und soziologisch interessanter wird es, wenn man fragt, warum deviante Männer „nur“ ins Femininum geraten, deviante Frauen aber weniger ins Maskulinum als ins Neutrum, dem Genus für junge, unreife Menschen (*das Kind*, *Neugeborene*, *Baby*), für Tiere und vor allem für Objekte und Stoffe (*das Eisen*, *Metall*, *Wasser*). Das Neutrum als „sächliches Genus“ zu umschreiben, ist in Anbetracht seiner typischen Mitglieder durchaus zutreffend. Das bedeutet: Bei der Genuskategorisierung sozial devianter Männer reicht das Femininum für ihre Abwertung aus, während dies umgekehrt für das Maskulinum zur Bezeichnung devianter Frauen nicht gilt (womöglich, weil es eine Aufwertung leisten könnte). Hierfür wird das dritte Genus des unbeliebten Neutrums genutzt.¹⁸ Was hier offenkundig wird, ist die Unzulänglichkeit des unter c) vorge-

13 Zur Regelung der Vornamenvergabe bei intergeschlechtlichen Kindern siehe aber Miriam Schmidt-Jüngst, Von der Öffnung der Zweigeschlechtlichkeit zur Öffnung des Namensrechts?, in: *Studia Anthoponymica Scandinavica* 31/2013, S. 111 ff.

14 Vgl. Bundesverfassungsgericht, Beschluss vom 5. 12. 2008, 1 BvR 576/07, Rn. 1–21, www.bverfg.de/e/rk20081205_1bvr057607.html.

15 Vgl. Klaus-Michael Köpcke/David Zubin, Metonymic Pathways to Neuter-Gender Human Nominals in German, in: Klaus-Uwe Panther/Linda Thornberg (Hrsg.), *Metonymy and Pragmatic Inferencing*, Amsterdam–Philadelphia 2003, S. 149–166.

16 Zu diesem soziologischen Konzept und seiner linguistischen Fundierung vgl. Stefan Hirschauer et al., *Soziologie der Schwangerschaft. Explorationen pränataler Sozialität*, Stuttgart 2014, S. 263–267; Helga Kottthoff/Damaris Nübling, *Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*, Tübingen 2018, S. 204–209; Nübling (Anm. 3).

17 Vgl. Werner König, *dtv-Atlas Deutsche Sprache*, München 2005, S. 166.

18 Mehr dazu in Damaris Nübling, Funktionen neutraler Genuszuweisung bei Personennamen und Personenbezeichnungen im germanischen Vergleich, in: Johannes Helmbrecht et al. (Hrsg.), *Namengrammatik*, Hamburg 2017, S. 173–211; Nübling (Anm. 3); dies./Miriam Lind, The Neutering Neuter – Grammatical Gender and the Dehumanisation of Women in German, in: *Journal of Language and Discrimination* 2/2021, S. 118–141.

stellten biologistischen Sexusbegriffs; tatsächlich geht es um viel mehr, nämlich um d) Gender als soziales Geschlecht.

GENUS-SEXUS-PERSPEKTIVE

Bei dem engen Zusammenhang zwischen Geschlecht und Genus kann man die Perspektive auch umkehren und danach fragen, ob allein schon Genus eine Geschlechtsassoziation auszulösen vermag. Dabei geht es nicht um die immer wieder vorgebrachte naive Annahme, ein Tisch müsste dann „männlicher“ sein als eine Tafel, sondern um die Frage, ob im Fall einer Personifizierung nicht-menschlicher Dinge Genus einen Einfluss auf deren Vergeschlechtlichung hat. Diese Frage kann klar bejaht werden.¹⁹ So wird der Rhein als Mann („Vater Rhein“) und die Mosel als Frau („Mutter Mosel“) personifiziert (und in Koblenz petrifiziert, *Abbildung*).

Die Sonne wird im Deutschen als Frau und der Mond als Mann dargestellt, während dies in den romanischen Sprachen umgekehrt erfolgt (zum Beispiel spanisch *el sol, la luna*). Ebenso folgt die Vergeschlechtlichung fiktiver Tiere in Kinderbüchern eng dem Genus ihrer Bezeichnung, und zwar zu über 90 Prozent: Käfer Manfred, Biene Maja, Herr Fuchs und Frau Elster.²⁰ Auch alltagssprachlich bahnt das Genus von Tierbezeichnungen deren Geschlechtszuordnung: Korpuslinguistische Studien haben ergeben, dass *eine Giraffe* (f.) ohne Weiteres trächtig sein und Junge säugen kann, dies jedoch nicht gleichermaßen für *einen Löwen* (m.) gilt. Hier werden häufiger feminine Bezeichnungen wie *Löwin* oder *Löwenmutter* gebildet, um mit *säugen* oder *Junge haben* kompatibel zu sein.²¹ Somit erweisen sich sämtliche „Gegenbeispiele“ im Aufruf des VDS als Bumerang: Genus hat mit Geschlecht viel mehr zu tun, als dem Sprachpflegeverein lieb sein dürfte.

Die Genus-Sexu-Perspektive ist auch für die zentrale Frage nach der Existenz eines soge-



„Vater Rhein“ und „Mutter Mosel“ in Koblenz

© Anke Lensch

nannten generischen, das heißt geschlechtsübergreifenden oder -neutralisierenden Maskulinums relevant – konkret: Verbindet man mit *Arbeiter, Student, Pilot* oder *Leser* beide Geschlechter gleichermaßen (wie gerne behauptet) oder eher Männer? Die Antwort ist der Linguistik seit Jahrzehnten bekannt: Sämtliche Tests und psycholinguistischen Experimente haben mit unterschiedlichen Designs und Methoden immer wieder belegt, dass maskuline Personenbezeichnungen per se in der Vorstellung selbst dann mehr Männer als Frauen aufrufen, wenn der betreffende Beruf mehrheitlich von Frauen ausgeübt wird (etwa *Pfleger* oder *Erzieher*).

Im Englischen, das kein nominales Genus kennt, richten sich die Pronomen *he* beziehungsweise *she* nach Berufsbezeichnungen wie *social worker, teacher, doctor, pilot* ausschließlich nach deren sozialer Stereotypie (Gender). Diese kontrastive Perspektive erlaubt es, den Einfluss von Genus auf die Geschlechtsvorstellung im Deutschen (und Französischen) präzise zu ermessen, wie die psycholinguistischen Untersuchungen von Pascal Gyga et al. gezeigt haben.²² Auffällig

19 Vgl. Klaus-Michael Köpcke/David Zubin, *Mythopoeia und Genus*, in: Susanne Günthner et al. (Hrsg.), *Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität*, Berlin–Boston 2012, S. 381–411.

20 Vgl. Christine Bickes/Vera Mohrs, *Herr Fuchs und Frau Elster – Zum Verhältnis von Genus und Sexus am Beispiel von Tierbezeichnungen*, in: *Muttersprache* 4/2010, S. 254–274.

21 Vgl. Miriam Lind/Lena Späth, *Von säugenden Affinnen und trächtigen Elefantenkühen. Zum Geltungsbereich der Genus-Sexu-Korrelation*, in: *Diewald/Nübling* (Anm. 3).

22 Damit erübrigt sich der von Laien immer wieder vorgebrachte Vorschlag, man möge es im Deutschen doch einfach so wie im Englischen machen, das zu *teacher* (natürlich) keine Femininmierung benötigt: Deutsch ist eine Genussprache, Englisch ist es nicht, was das Deutsche aus genderlinguistischer Perspektive vor ganz andere Herausforderungen stellt. Vgl. Pascal M. Gyga et al., *Generically Intended, but Specifically Interpreted: When Beauticians, Musicians and Mechanics Are All Men*, in: *Language and Cognitive Processes* 3/2008, S. 464–485; dies., *Some Grammatical Rules Are More Difficult than Others: The Case of the Generic Interpretation of the Masculine*, in: *European Journal of Psychology of Education* 2/2009, S. 235–246.

ist, dass die Legitimität dieser Studien gerade von solchen Diskursteilnehmenden bestritten wird, die entweder selbst nicht empirisch arbeiten oder gar nicht in der Linguistik tätig sind, womit ihnen die fachliche Expertise fehlt, dies kompetent zu beurteilen.²³ In der Kommunikationspsychologie wird die Strategie, Expertenwissen zu delegitimieren, ohne die eigene empfundene Wahrheit mit fundierten Studien zu untermauern, als gängige Praxis postfaktischer Desinformationsnarrative beschrieben.²⁴ In der Sprachwissenschaft spricht man auch von *armchair linguistics*.

Die Bahnung maskuliner Personenbezeichnungen zu männlichem Geschlecht verstärkt sich bei männlich genderisierten Berufen und Tätigkeiten wie *Fußballer*, *Politiker* oder *Pilot*. Wie unauffällig die männliche Vergeschlechtlichung vermeintlich generischer Maskulina daherkommt, zeigt das Beispiel eines Artikels aus der Zeitschrift „Forschung & Lehre“, in dem zu lesen ist: „Die Daueraktivität des projektorientierten Professors erfordert dagegen Gewandtheit im Auftreten (...) und weitestgehende Verfügbarkeit. Wer sich als Familienvater (...) zu sehr gebunden hat, gilt schnell als inflexibel und damit unbrauchbar.“²⁵ Vermutlich würde sich der Verfasser des Artikels dagegen verwahren, Frauen nicht mitgemeint zu haben. Er hat sie dennoch vergessen, wenn er den angeblich geschlechtsneutralen Professor im Folgesatz als Familienvater vergeschlechtlicht. Solche Beispiele finden sich zuhauf. Sie schließen Frauen immer wieder aus und widerlegen damit regelmäßig die Funktionstüchtigkeit generischer Maskulina.

Auch sämtliche linguistischen Experimente bestätigen den Zusammenhang zwischen Genus und Geschlecht, wenngleich von einer schlichten Regel, dass Maskulina ausschließlich männliche Vorstellungen erzeugen, nie die Rede ist. Die Sache ist bei Weitem komplexer, als der öffentliche Diskurs wahrzunehmen willens oder in der Lage ist.²⁶ So wirken grammatische Faktoren wie Numerus auf die Bahnung zwischen Genus

und Geschlecht ein: Maskulina im Singular (wie *Professor* in obigem Zitat) evozieren eher männliche Vorstellungen als im Plural, wenngleich es verfehlt wäre, im Plural Geschlechtsneutralität anzunehmen; die männliche Schlagseite fällt nur weniger stark aus. Weiterhin tendieren Rollenbezeichnungen wie *Einwohner*, *Zuschauer* oder *Tourist*, die temporäre Tätigkeiten oder allgemeine Zugehörigkeiten bezeichnen, zu ausgewogeneren Geschlechtszuordnungen als Berufsbezeichnungen, denen per se ein deutlicher *male bias* innewohnt.²⁷ Obgleich heute so viele Frauen wie noch nie erwerbstätig sind, ist Berufstätigkeit wegen des jahrhundertelangen Ausschlusses von Frauen gerade aus akademischen Berufen immer noch männlich genderisiert.

Nicht zuletzt stellt man sich den prototypischen Menschen immer noch als Mann vor, was einen *male bias* auf höherer Ebene generiert. Regelmäßig erkennbar ist dies an den bildlichen Darstellungen der Evolution vom Affen zum Menschen, an deren Spitze regelmäßig ein Mann steht. Ein weiterer Faktor, der auf die Bahnung von Genus und Geschlecht einwirkt, ist die Koexistenz movierter Feminina: Je häufiger diese vorkommen (zum Beispiel bei *Schülerinnen und Schüler*), umso „männlicher“ wird das Maskulinum gelesen. Auch das, was die Linguistik Referenzialität nennt, wirkt auf diese Bahnung ein: Je spezifischer die Person, desto eher verweist Genus auf Geschlecht. Mehrere Studien bestätigen zudem, dass insbesondere Kinder zu einer ausgeprägten Bahnung von Genus zu Geschlecht neigen.²⁸ Werden statt vermeintlich generischer Maskulina wie *Ingenieure* Paarformen wie *Ingenieurinnen und Ingenieure* verwendet, so erhöht dies nicht nur die Repräsentanz weiblicher Berufsausübender, sondern führt auch zu veränderten Genderkonzepten über diese Berufe. Genus beeinflusst also gerade bei Kindern das Bewusstsein.

Unsere Ausführungen zeigen einerseits, dass der Zusammenhang zwischen Sprache und Be-

23 Ein aktuelles Beispiel hierfür ist Fabian Payr, *Von Menschen und Mensch*innen*. 20 gute Gründe, mit dem Gendern aufzuhören, Wiesbaden 2021, das mehr von Meinung als von Wissen zeugt.

24 Vgl. Markus Appel (Hrsg.), *Die Psychologie des Postfaktischen. Über Fake News, „Lügenpresse“, Clickbait und Co.*, Wiesbaden 2020.

25 Friedmar Apel, *Projekt-Professor*, in: *Forschung & Lehre* 11/2014, S. 873.

26 Vgl. Kotthoff/Nübling (Anm. 16), S. 91–127.

27 Vgl. Marten De Backer/Ludovic De Cuypere, *The Interpretation of Masculine Personal Nouns in German and Dutch: A Comparative Experimental Study*, in: *Language Sciences* 3/2012, S. 253–268.

28 Zum Beispiel Dries Vervecken/Bettina Hannover/Illka Wolter, *Changing (S)expectations: How Gender Fair Job Descriptions Impact Children’s Perceptions and Interest Regarding Traditionally Male Occupations*, in: *Journal of Vocational Behavior* 3/2013, S. 208–220.

wusstsein, zwischen Genus und Geschlecht alles andere als obsolet ist, wie dies von Verfechter:innen des generischen Maskulinums gern behauptet wird. Andererseits ist der Konnex zwischen sprachlicher Form und mentaler Repräsentation nicht so eng, wie von Gender- und Diversitätsaktivist:innen öfters angenommen. Wissenschaft bestätigt selten die im öffentlichen Diskurs vorgenommenen Polarisierungen, sondern erforscht den viel interessanteren, aber komplexeren Graubereich zwischen den Polen. Nichts anderes gilt auch für die Linguistik.

Aus ihren Befunden ergibt sich die Empfehlung, wenn in einem Text nicht nur auf Männer, sondern auf alle Geschlechter referiert werden soll, auf maskuline Personenbezeichnungen im Singular wie *Professor* oder *Arzt* zu verzichten. Stattdessen sollten, wo möglich, primär geschlechtsneutrale Formulierungen gewählt werden (zum Beispiel Partizipien im Plural oder Umschreibungen). Wo dies nicht möglich ist, kann man auf geschlechterinklusive Schreibun-

gen mit Sonderzeichen wie Stern oder Doppelpunkt zurückgreifen. Dies gilt umso mehr für adressierende Texte, mit denen man möglichst viele Personen ansprechen möchte. Es liegt nicht nur im Ermessen der Sprechenden zu entscheiden, wer sich mit bestimmten Formen angesprochen zu fühlen hat. Kommunikation gelingt nur dann, wenn das Gemeinte auch beim Gegenüber ankommt.

MIRIAM LIND

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Historische Sprachwissenschaft des Deutschen an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.
miriamlind@uni-mainz.de

DAMARIS NÜBLING

ist Professorin für Historische Sprachwissenschaft des Deutschen an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.
nuebling@uni-mainz.de

Schon gehört?

Die APuZ gibt es auch als Podcast!



WIE GENDERN DIE ANDEREN?

Diskurse über geschlechtersensible Sprache in Spanien, Brasilien und Frankreich

Kristina Bedijs · Bettina Kluge · Dinah K. Leschzyk

In der Diskussion über Möglichkeiten und Grenzen geschlechtersensibler Sprache wird oft auf Gegebenheiten in anderen Sprachen verwiesen: Die deutsche Sprache sehe historisch für das Sprechen über Menschen nur zwei Geschlechter vor, und dies im Sinne geschlechtlicher Vielfalt aufzubrechen, sei schwierig bis unmöglich. Im Englischen sei das leichter, da gebe es diese grammatikalische Unterscheidung von Geschlecht nicht – *teacher* ist *teacher*, egal ob Mann, Frau oder nonbinär. Die meisten romanischen Sprachen wiederum, die praktisch alle Substantive als männlich oder weiblich markieren, hätten strukturell keine Möglichkeit vielfältiger Geschlechterrepräsentation. Die Frage ist: Ist das wirklich so?

Der „Language Index of Grammatical Gender Dimensions“ unterteilt Sprachen nach ihrer strukturellen Verankerung von Geschlecht in fünf Stufen: von Sprachen ganz ohne Geschlechtsmarkierung über Sprachen, die nur Lebewesen ein Genus zuweisen, bis hin zu Sprachen, in denen alle Substantive ein Genus haben, welches bei Lebewesen oft mit dem natürlichen Geschlecht korreliert.⁰¹ Zu den Sprachen mit der stärksten Geschlechtsverankerung gehören Deutsch sowie die romanischen Sprachen. In diesem Beitrag betrachten wir beispielhaft das Französische, Spanische und Portugiesische genauer.

SPANIEN: NI UNX MENOS

An der Kathedrale von Córdoba prangte im November 2018 ein Graffito mit der Parole der Protestbewegung gegen Gewalt an Frauen: *Ni una menos* – nicht eine weniger (*Abbildung*). Doch offenbar hatte eine zweite Person erst nachträglich das A in *una* über ein X gepinselt, um das geschlechtsneutrale *unx* zu ersetzen. Die ursprüngliche Form hatte den Blick darauf gelenkt, dass nicht nur Menschen, die als weiblich gelesen wer-

den, in Gefahr sind, Opfer von Gewalttaten zu werden, sondern auch jene, deren Geschlechtsidentität außerhalb des binären Spektrums männlich/weiblich liegt. Diese kleine Begebenheit veranschaulicht, dass geschlechtersensible Sprache auch im Spanischen ein Thema ist.

Das Spanische kennt verschiedene Möglichkeiten, geschlechtersensibel zu formulieren. Neben dem Ausdruck *lenguaje no-sexista* (nicht-sexistische Sprache) hat sich inzwischen die Bezeichnung *lenguaje inclusivo* durchgesetzt: Ziel ist eine Sprache, die niemanden diskriminiert. Das Spanische unterscheidet grammatikalisch zwischen männlich und weiblich; sehr häufig angezeigt durch die Endung *-o* beziehungsweise *-a* und den jeweiligen Artikel (*el ministro, la ministra* – der Minister, die Ministerin). Einige Personenbezeichnungen werden mit der Endung *-nte* gebildet (*el presidente, el cantante* – der Präsident, der Sänger), wenige enden auch auf *-l* (*el general* – der General), auf *-a* (*el/la terapeuta* – der Therapeut, die Therapeutin) und einige auf anderen Konsonanten oder Vokalen (*el/la gurú* – der männliche/weibliche Guru).

Mit der zunehmenden Berufstätigkeit von Frauen wurde die Suche nach weiblichen Berufsbezeichnungen ab den 1960er Jahren drängender, insbesondere mit der gesellschaftlichen Liberalisierung nach dem Tod des Diktators Francisco Franco 1975. Erste Lösungen wie *la mujer piloto, una mujer ingeniero* (die Frau Pilot, eine Frau Ingenieur) stellten Frauen, die diese Berufe ausübten, allerdings als Ausnahmen dar; auch durch ihre Länge wurde diese Form von der Sprachgemeinschaft nicht akzeptiert. Stattdessen kam es zu einer Angleichung des Artikels (*la piloto, la ingeniero*), später dann auch der Wortendung (*la pilota, la ingeniera*). Solche Angleichungen sind in den spanischsprachigen Ländern Lateinamerikas tendenziell verbreiteter als in Spanien. Eine weitere Möglichkeit, männliche wie weibliche Perso-



Graffito an der Kathedrale von Córdoba, Spanien

© Bettina Kluge

nen anzusprechen, bieten Doppelnennungen (*ministros y ministras*), die auch andere Sprachen mit grammatikalischem Geschlecht kennen. Bei einigen Paarformeln zeigt einzig der Artikel an, dass beide Geschlechter gemeint sind, zum Beispiel *los y las responsables* (die – männlichen und weiblichen – Verantwortlichen).

Wie das Graffito an der Kathedrale von Córdoba zeigt, versuchen Spanischsprechende allerdings auch, tatsächlich „genderneutrale“ Lösungen zu finden. In den 1990er Jahren kam dafür das @-Zeichen auf, das als von einem o umschlossenes a interpretiert wurde, zum Beispiel *l@ bomber@s* (die Feuerwehrleute). Während diese Form noch binär gedacht ist, sollen zwei neuere Vorschläge explizit auch genderfluide, nonbinäre Menschen bezeichnen. Die Verwendung von *-x* (wie in *unx*) legt nahe, dass das einer Person zugeschriebene Geschlecht im konkreten Kontext keine Rolle spielt und „ausgestrichen“ werden kann. Jedoch ist *unx* schwer auszusprechen und insofern eher eine schriftliche Lösung. Mündlich besser realisierbar ist die Endung *-e* statt *-o* und *-a*, zum Beispiel *les bomberes, les ministros*. Während *-x* eher eine spanische Lösung ist, kommt *-e* in einigen lateinamerikanischen Ländern häufiger vor. Unter Studierenden ist es offenbar weit verbreitet, aber auch Politiker*innen verwenden es, etwa der argentinische Präsident Alberto Fernández und Elisa Loncón, bis Anfang 2022 die Präsidentin der chilenischen verfassungsgebenden Versammlung. Loncón kündigte zudem an, in der neu zu be-

01 Vgl. Pascal M. Gyax et al., A Language Index of Grammatical Gender Dimensions to Study the Impact of Grammatical Gender on the Way We Perceive Women and Men, in: *Frontiers in Psychology* 10/2019, Artikel 1604.

schließenden chilenischen Verfassung auf nicht-diskriminierende Sprache zu achten.⁰²

Der Wunsch, geschlechtersensibel und inklusiv zu formulieren, wird vorwiegend von progressiven Kräften vorangetrieben. In Spanien hat sich bislang lediglich die ultrarechte Partei Vox massiv gegen die *lenguaje inclusivo* ausgesprochen und in einigen autonomen Regionen erreicht,⁰³ dass sie in der öffentlichen Verwaltung nicht verwendet werden darf – mit der Begründung, man habe sich an die korrekte Verwendung der spanischen Grammatik zu halten. Damit ist indirekt die Real Academia Española (RAE) angesprochen. Diese Akademie ist seit ihrer Gründung 1713 mit der Bewahrung der spanischen Sprache betraut. Ihre Rolle ist nicht unumstritten: Gerade die lateinamerikanische Seite kritisiert die RAE häufig als zu stark auf das europäische Spanisch fixiert. Erst in den vergangenen Jahrzehnten vollzieht sich eine Öffnung bezüglich der in Lateinamerika verwendeten grammatikalischen Formen und des Vokabulars. Auch die Frauen abwertenden Definitionen in den Wörterbüchern der RAE werden kritisiert. In Bezug auf gendersensible Sprache vertritt die Akademie den Standpunkt, dass das grammatikalische Geschlecht vom biologischen Geschlecht unabhängig sei und eine Formulierung wie *los ciudadanos* (die Bürger) weiterhin als generisch zu interpretieren sei. 2019 sollte die RAE im Auftrag der Vizepräsidentin des spanischen Parlaments klären, ob in der spanischen Verfassung von 1978 das generische Maskulinum ausreichend deutlich auf alle Bürger*innen verweist. In ihrer Expertise bejahte die RAE dies; einzig mit Blick auf die zu erwartende Thronfolge schlug sie vor, den Text zu *rey o reina* (König oder Königin) anzupassen.⁰⁴ Vergleicht man dies nun mit den aktuellen Bestrebungen des chilenischen Verfassungskonvents, möglichst inklusiv zu formulieren, zeigt sich deutlich, dass in einer

02 Vgl. Instituto Iguualdad, Nueva Constitución: Lenguaje Feminista, Inclusivo e Intercultural, 5. 11. 2020, institutoigualdad.cl/2020/11/05/nueva-constitucion-lenguaje-feminista-inclusivo-e-intercultural.

03 Zuletzt in der Autonomen Region Murcia. Vgl. Virginia Vadillo, El Gobierno de Murcia podrá multar el uso del lenguaje inclusivo en la administración, 11. 11. 2021, elpais.com/sociedad/2021-11-11/el-gobierno-de-murcia-podra-multar-el-uso-del-lenguaje-inclusivo-en-la-administracion.html.

04 Vgl. Real Academia Española, Informe de la Real Academia Española sobre el lenguaje inclusivo y cuestiones conexas, 2020, www.rae.es/sites/default/files/Informe_lenguaje_inclusivo.pdf.

plurizentrischen, über mehrere Kontinente verteilten Sprache wie dem Spanischen sehr verschiedene Lösungen gefunden werden können.

BRASILIEN: ORDNUNG – FORTSCHRITT – POPULISMUS

Bereits 2005 wurde im Senat von Brasilien ein Gesetzesentwurf zum Gebrauch von *linguagem inclusiva* zur Stellenbezeichnung in der öffentlichen Verwaltung debattiert.⁰⁵ Etwa zur selben Zeit erschienen erste Leitfäden für eine *linguagem não-sexista* (nicht-sexistische Sprache). Besondere Aufmerksamkeit erhält das Thema seit 2010, als die Frage der gendergerechten Amtsbezeichnung mit der Wahl Dilma Rousseffs zur ersten Präsidentin des Landes unmittelbar an Relevanz gewann.⁰⁶ Rousseff stellte rasch klar, dass sie bei allen offiziellen Anlässen als *presidenta* angesprochen werden wolle, nicht als *presidente*, um zu zeigen, wie weit Frauen es bringen können.

Es folgten polemisch geführte Diskussionen. Auf der einen Seite wurde mit der Grammatik der portugiesischen Sprache argumentiert: Die Endung auf *-a* sei schlichtweg falsch, Substantive auf *-nte* seien unveränderlich und geschlechtsneutral.⁰⁷ Angeführt wurden vergleichbare Beispiele wie *gerente* und *estudante* (Geschäftsführer/-in, Student/-in), bei denen lediglich der vorausgehende Artikel (Maskulinum *o/os* und *um/uns*, Femininum *a/as* und *uma/umas*) das Geschlecht der betreffenden Person anzeigt. Befürworter*innen der Amtsbezeichnung *presidenta* verwiesen hingegen auf renommierte Wörterbücher, die *presidenta* analog zu *presidente* aufführen.⁰⁸ Rousseffs Wunsch sei berechtigt, die Nutzung der Form in der portugiesischen Sprache bereits seit Langem angelegt. Unter den Medienvertreter*innen, die

es in vielen Fällen ablehnten, auf Rousseff als *presidenta* zu referieren, erkennen einige die grammatische Korrektheit der Form durchaus an, argumentieren aber, ihr Publikum sei diese nicht gewöhnt, da sie wenig gebräuchlich sei.⁰⁹

Rousseff selbst nutzte ihre Amtszeit auch über sprachpolitische Initiativen hinaus, um sich für die Gleichstellung der Geschlechter einzusetzen. Zugleich überdauern die Diskussionen um die Anredeform der Präsidentin ihre Regierungszeit (2011–2016). Ihr Interimsnachfolger Michel Temer (2016–2018) entschied unmittelbar nach Übernahme der Amtsgeschäfte, dass die Brasilianische Kommunikationsgesellschaft fortan ausschließlich mit *presidente* auf Rousseff zu referieren habe. Jair Bolsonaro schließlich, der seit 2019 Präsident ist, positionierte sich bereits im Wahlkampf und in seiner Zeit als Kongressabgeordneter seit den frühen 1990er Jahren misogyn und LGBTIQ*-feindlich. Immer wieder sind seine Äußerungen Gegenstand von Kritik – verhelfen ihm aber gleichzeitig zu landesweiter Aufmerksamkeit. Sprachpolitische Maßnahmen oder Statements in Richtung eines gendersensiblen Sprachgebrauchs sind in seiner Amtszeit entsprechend nicht zu erwarten – im Gegenteil, er positioniert sich ausdrücklich dagegen.

Dennoch entwickelt sich die Diskussion um gendersensible Sprache in Brasilien weiter. Im Mittelpunkt stehen derzeit nicht mehr Sprachformen, die die Vielfalt der Geschlechter abbilden und diese damit sichtbar machen, sondern die sprachliche Neutralisierung der Kategorie Geschlecht. Unter *linguagem neutra* (neutrale Sprache) wird ein Sprachgebrauch gefasst, der jenseits der engen Kategorien „Frau“ und „Mann“ alle Geschlechter und Geschlechtsidentitäten einbezieht, indem auf eine sprachliche Kenntlichmachung des Geschlechts konsequent verzichtet wird. Dieses Konzept befördern auch Personen, die sich als nonbinär verorten. Die hierfür erforderlichen sprachlichen Mittel sind bereits im 2015 erschienenen Manifest ILE „für eine radikal inklusive Kommunikation“ dargestellt.¹⁰ Zur Neutralisierung von Substantiven können – wie auch im Spanischen – die Endungen *-o* (Maskulinum) oder *-a* (Femininum) durch *-e*, *-x* sowie *-@* ersetzt werden, sodass Äußerungen kei-

05 Vgl. Projeto de Lei do Senado nº 306, 31.8.2005, www25.senado.leg.br/web/atividade/materias/-/materia/75143.

06 Bereits 1956 war mit Lei No 2.749 die gesetzliche Grundlage hierzu geschaffen worden. Vgl. Dinah K. Leschzyk, *Sprache und Politik in Lateinamerika. Drei Fallstudien*, Hamburg 2021.

07 Für diese Sichtweise steht etwa José Sarney, seit 1980 Mitglied der Academia Brasileira de Letras, einem sprachpflegerischen Institut nach Vorbild der Académie française. Vgl. José Sarney, *Presidenta ou presidente*, 19.11.2010, www.academia.org.br/artigos/presidenta-ou-presidente.

08 Bereits am 3.11.2010 nimmt der Verlag des „Grande Dicionário Houaiss da Língua Portuguesa“ in einem Tweet zu der Frage der grammatischen Korrektheit Stellung und verweist auf den entsprechenden Beleg im Wörterbuch: twitter.com/dichouaiss/status/29579633341.

09 Vgl. Folha adotará termo „presidente“ para se referir a Dilma, 2.1.2011, www1.folha.uol.com.br/fsp/especial/fj0201201105.htm.

10 Pri Bertucci/Andrea Zanella, *Manifesto ILE Para uma comunicação radicalmente inclusiva*, 2015, diversitybbox.com/pt/manifesto-ile-para-uma-comunicacao-radicalmente-inclusiva.

ne Information über das Geschlecht der beteiligten Person(-en) enthalten. Für *-e* statt *-x* oder *-@* sprechen dabei die bessere allgemeine Lesbarkeit sowie die leichtere Erfassung für Personen mit Sehbeeinträchtigung, die sich Texte mit spezieller Software vorlesen lassen. Einige brasilianische Leitfäden für eine gendergerechte Sprache spannen den Bogen zu einem 2018 von der EU publizierten Leitfaden mit dem Titel „Inklusive Kommunikation im Generalsekretariat des Rates“.¹¹ Dieser bildet somit einen Nexus zwischen Brasilien und Portugal, wo die Debatte um eine geschlechtsneutrale Sprache ebenfalls virulent ist.

FRANKREICH: GRAMMATIK VOR VIELFALT

„Unsere Sprache ist der größte französische Schatz, das, was uns alle verbindet und unsere weltweite Stärke ausmacht.“¹² So begründete Frankreichs Bildungsminister Jean-Michel Blanquer im Mai 2021 sein Verbot, in Schulen die sogenannte *écriture inclusive* (inklusive Schreibweise) einzusetzen.¹³ Im Bildungswesen sei die Einhaltung der Grammatikregeln vorgeschrieben, und die inklusive Sprache – eine Möglichkeit, in einem Wort die maskuline und die feminine Form auszuschreiben und dies durch ein Trennzeichen wie den Mittelpunkt anzuzeigen, wie in *candidat·e* – verstoße dagegen, indem sie Wörter fragmentiere und ein unerlaubtes grafisches Zeichen einfüge. Texte seien schlechter lesbar und unmöglich vorlesbar, und es sei ein Hindernis beim Erlernen der Sprache, besonders für Kinder mit Lernschwierigkeiten – also entgegen dem eigenen Anspruch, inklusiv zu sein. Bereits 2017 ordnete der damalige Premierminister Edouard Philippe per Rundschreiben an, in offiziellen Texten das Maskulinum als „neutrale Form“ zu verwenden.¹⁴ Wenn sich eine Funktionsbezeichnung auf eine kon-

krete weibliche Person beziehe, sei die feminine Form anzuwenden, in Stellenausschreibungen des öffentlichen Dienstes seien Doppelformen (*le candidat ou la candidate*) zu gebrauchen. Staatliche Stellen hätten sich im Sinne der Verständlichkeit nach den Regeln der Grammatik zu richten.

Eine Gemeinsamkeit der deutschen und der französischen Debatte ist, dass versucht wird, das Für und Wider gendersensibler Sprachformen mit der Sprachstruktur zu begründen. Anders als Deutschland verfügt Frankreich mit der Académie française jedoch über eine starke sprachpolitische Institution, die auch die Autorität hat, Entscheidungen zu treffen. Ebenso unterscheidet sich das Verständnis dessen, was mit inklusiver Sprache gemeint ist: Die im Deutschen angestrebte Einbeziehung von Geschlechtsidentitäten, die über das binäre System männlich/weiblich hinausgehen, wird im Französischen häufig noch gar nicht mitgedacht.

Die Diskussion um gendersensible Sprache begann in Frankreich in den 1970er Jahren mit der Feminisierung von Berufsbezeichnungen. Im Französischen können Personenbezeichnungen in aller Regel sowohl im Maskulinum als auch im Femininum gebildet werden. Meist bestimmt die Wortendung das Genus: *chanteur, chanteuse* (Sänger, Sängerin). Einige Bezeichnungen sind in beiden Genera gleich: *artiste* (Künstler, Künstlerin) – hier erkennt man das Geschlecht der Person am Artikel, an Pronomina, näher bestimmenden Adjektiven und Partizipialendungen, die immer dem Genus des Substantivs angeglichen werden müssen: *un élève doué, une élève douée* (ein talentierter Schüler, eine talentierte Schülerin). Der jahrhundertelange Ausschluss von Frauen aus vielen Berufen hatte jedoch zur Folge, dass für diese keine femininen Bezeichnungen existierten, obwohl ihre Bildung technisch möglich wäre – und es auch nach der etwa zur Zeit des Ersten Weltkriegs vollzogenen Öffnung aller Berufe für Frauen zunächst bei maskulinen Bezeichnungen blieb. Die erste Premierministerin Frankreichs, Edith Cresson, bestand 1991 noch auf der Anrede *Madame le Premier Ministre* anstelle von *Madame la Première Ministre*. 2014 kam es zum Eklat in der Nationalversammlung, als ein Abgeordneter darauf beharrte, die Senatspräsidentin als *Madame le Président* anzureden.¹⁵ Die Académie française, die sich seit 1984 schon mehrfach gegen die systematische

¹¹ Secretariado-Geral do Conselho da União Europeia, Comunicação Inclusiva no SGC, 2018, www.consilium.europa.eu/media/49074/2021_058_accessibility-inclusive-communication-in-the-gsc_pt_acces.pdf.

¹² Antoine Malo/Sarah Paillou/Marie Quenet, Blanquer au JDD: „Il faut arrêter d’être obnubilé par le rôle de l’école dans les contaminations“, 1.5.2021, www.lejdd.fr/4042273.

¹³ Vgl. Ministère de l’Éducation nationale, de la Jeunesse et des Sports, Règles de féminisation, Bulletin officiel n° 18 du 6 mai 2021, www.education.gouv.fr/pid285/bulletin_officiel.html?pid_bo=40343.

¹⁴ Vgl. Circulaire du 21 novembre 2017, www.legifrance.gouv.fr/jorf/id/JORFTEXT000036068906.

¹⁵ Vgl. Assemblée nationale, Compte rendu intégral de la deuxième séance du lundi 6 octobre 2014, www.assemblee-nationale.fr/14/cr/2014-2015/20150005.asp.

Feminisierung von Berufs- und Funktionsbezeichnungen ausgesprochen hatte, legte daraufhin in einem Positionspapier dar, dass eine Feminisierung sämtlicher maskuliner Personenbezeichnungen der französischen Grammatik entgegenstehe, „Barbarismen“ hervorbringe und nicht notwendig sei, da das Maskulinum auch generisch, also geschlechterunabhängig, gebraucht werden könne.¹⁶ Erst 2019 sprach sich die Académie umfassend für feminine Bezeichnungen aus.¹⁷

Ebenso umstritten ist der Versuch, die Genusangleichung gendersensibel zu gestalten. Dieser sogenannte *accord* bestimmt das Genus von Adjektiven, Partizipialendungen, Pronomina und Artikeln nach dem Substantiv, auf das sie sich beziehen. Für den Fall, dass sie sich auf sowohl maskuline als auch feminine Substantive beziehen, gilt seit Jahrhunderten die Regel „Das Maskulinum übertrifft das Femininum“ – genusmarkierte Elemente stehen dann im Maskulinum Plural, und so spricht man beispielsweise über einen ganzen Mädchenchor im Maskulinum, wenn der Chorleiter männlich ist. Das war nicht immer so: In älteren französischen Texten bekamen die betreffenden Elemente häufig das Genus des Substantivs, das ihnen am nächsten stand, oder des Substantivs, das für die Aussage am wichtigsten war. Claude Favre de Vaugelas, eines der ersten Mitglieder der Académie, führte 1647 die Regel der maskulinen Angleichung ein – mit der Begründung, das maskuline Genus sei „edler“ und habe deshalb immer Vorrang, wenn Maskulinum und Femininum zusammentreffen.¹⁸ Schulbücher und Grammatiken berücksichtigen diese Regel bis heute, wenn auch mittlerweile ohne den Hinweis auf das „edlere Geschlecht“. Erst 2015 wurde sie von einer Gleichstellungskommission der Regierung offiziell infrage gestellt.¹⁹

16 Académie française, *La féminisation des noms de métiers, fonctions, grades ou titres*, 2014, www.academie-francaise.fr/actualites/la-feminisation-des-noms-de-metiers-fonctions-grades-ou-titres-mise-au-point-de-lacademie.

17 Vgl. dies., *La féminisation des noms de métiers et de fonctions*, 2019, www.academie-francaise.fr/sites/academie-francaise.fr/files/rapport_feminisation_noms_de_metier_et_de_fonction.pdf.

18 Vgl. Claude Favre de Vaugelas, *Remarques sur la langue française: utiles à ceux qui veulent bien parler et bien écrire*, Paris 1647, S. 83.

19 Vgl. Haut Conseil à l'égalité entre les femmes et les hommes, *Guide pratique pour une communication publique sans stéréotype de sexe*, 2015, www.haut-conseil-egalite.gouv.fr/IMG/pdf/guide_pratique_vf_2015_11_05-3.pdf, S. 14.

Dies blieb in der Öffentlichkeit zunächst weitgehend unkommentiert – bis 2017 in einem Schulbuch die Empfehlungen des entsprechenden *Guide pratique* (Leitfadens) zur *écriture inclusive* umgesetzt wurden.²⁰ In vielen Medien war nun die Rede von einem „feministischen Feldzug“ gegen die französische Sprache, und die Académie sah in der *écriture inclusive* gar eine „tödliche Gefahr“ für sie.²¹ Formal beendete Premierminister Philippe die Debatte mit dem erwähnten Rundschreiben 2017 – in der Gesellschaft brodelt sie jedoch weiter. Die neuen Formen werden in immer mehr Kontexten angewendet, es vollzieht sich Sprachwandel durch sich verändernde Sprachverwendung. Jedoch werden die Formen mit Gender- oder Mittelpunkt nach wie vor von der Académie abgelehnt und von Teilen der Gesellschaft als „Gefahr“ für die französische Sprache angesehen. Das Verbot der *écriture inclusive* an Schulen durch Bildungsminister Blanquer vom Mai 2021 war ein weiterer Versuch, einen Schlusstrich unter die Debatte zu ziehen.

(K)EIN KAMPF GEGEN WINDMÜHLEN

Die nächste Runde im Streit wurde allerdings nur Monate später eingeläutet, als im Oktober 2021 der Wörterbuchverlag „Le Robert“ das genderneutrale Personalpronomen *iel*, ein Hybrid aus dem maskulinen *il* und dem femininen *elle*, als Eintrag in sein Onlinewörterbuch aufnahm. Ein Regionalpolitiker schrieb daraufhin einen empörten Brief an die Académie française, in dem er um Stellungnahme seitens der „Sprachhüter“ bat.²² Die Wörterbuchredaktion erklärte, sie beobachte frei von Ideologien die Entwicklungen der Sprache anhand statistischer Auswertungen großer Textmengen, sodass beispielsweise das Aufkommen neuer Wörter und ihre Gebrauchshäufigkeit gut dokumentiert seien. Die Verwendung des Wortes *iel* sei seit einigen Monaten deutlich häufiger belegt, deshalb habe die Redaktion entschie-

20 Vgl. Manuel Magellan „Questionner Le Monde“: mise au point de l'éditeur, 2017, pdf.editions-hatier.fr/Manuel_Magellan_CE2_.pdf.

21 Académie française, *Déclaration de l'Académie française sur l'écriture dite „inclusive“*, 26. 10. 2017, www.academie-francaise.fr/actualites/declaration-de-lacademie-francaise-sur-lecriture-dite-inclusive.

22 François Jolivet, 16. 11. 2021, twitter.com/FJolivet36/status/1460629818446422016.

den, das Wort aufzunehmen und die Bedeutung damit allgemein zugänglich zu machen.²³

Sogenannte Neopronomina wie *iel* sind Versuche, für Menschen, die sich nicht im binären Geschlechtersystem verorten, grammatische Ausdrucksmöglichkeiten zu finden. Im Englischen ist mit *singular they* (Verwendung des Pronomens *they*, das eigentlich die dritte Person Plural bezeichnet, mit Bezug auf Einzelpersonen) ein solches geschlechtsübergreifendes Pronomen mittlerweile gut etabliert, wenn auch nicht unumstritten.²⁴ Viele Styleguides, die für Journalismus und akademisches Publizieren Referenzwerke sind, empfehlen inzwischen *singular they* oder geben ihre ablehnende Haltung auf. Neben der Umdeutung bereits bestehender Pronomina gibt es in mehreren Sprachen Versuche, ganz neue Pronomina einzuführen. So lancierte beispielsweise ein schwedischer Journalist 1966 ergänzend zu *han* (sie) und *hon* (er) das geschlechtsneutrale Pronomen *hen*, das 2015 in das Wörterbuch der Schwedischen Akademie aufgenommen wurde.²⁵ Das Manifesto ILE aus Brasilien spricht sich für die Einführung eines dritten Personalpronomens *ile* als geschlechtsneutrale Option neben dem Maskulinum *ele* und dem Femininum *ela* aus. Die Akzeptanz solcher Neuschöpfungen durch die Sprachgemeinschaft ist umso höher, je leichter sie sich lautlich oder formal ins Sprachsystem integrieren lassen – wobei es aus Sicht der LGBTQI*-Community oftmals gerade die Andersartigkeit eines Neopronomens ist, die für sprachliche Sichtbarkeit sorgt und den Diskurs um gesellschaftliche Gleichstellung befördert.

Drei strukturell verwandte Sprachen, drei geografisch, gesellschaftlich und politisch sehr unterschiedliche Sprachräume, drei Diskurse über gendersensible Sprache: Die Beispiele Spanisch,

Portugiesisch und Französisch zeigen, dass es nicht so sehr auf die Vorgaben der Sprachstruktur ankommt, wenn es darum geht, Personen (gender-)adäquat anzusprechen. Eine besonders starke strukturelle Fixierung auf zwei Geschlechter bedeutet nicht automatisch, dass die Repräsentation von geschlechtlicher Vielfalt wenig diskutiert wird. Ob es Bestrebungen gibt, eine Sprache für Gendersensibilität zu öffnen, hängt vielmehr mit gesellschaftlichen und politischen Gegebenheiten und Haltungen zusammen. Im Fall von Französisch, Portugiesisch und Spanisch zeigt dies auch ein Ländervergleich: Die Diskussion um gendersensiblen Sprachgebrauch wird in Québec, dem französischsprachigen Teil Kanadas, bereits seit Anfang der 1980er Jahre geführt und ist dem Diskurs in Frankreich in vielen Punkten weit voraus. Im französischsprachigen Teil Belgiens trat am 1. Januar 2022 eine Verordnung in Kraft, die gendersensible Sprache in der Kommunikation staatlicher und öffentlich geförderter Institutionen vorsieht.²⁶ Ähnlich ist es beim Portugiesischen und Spanischen: Während in Portugal und Spanien noch über inklusive Formen diskutiert wird, werden diese in Brasilien, Argentinien und anderen Ländern Lateinamerikas längst verwendet. Am Ende gilt in allen Sprachräumen bei der Diskussion um gendersensible Sprache, was immer gilt: „Language will never stop changing; it will continue to respond to the needs of the people who use it.“²⁷

KRISTINA BEDIJS

ist promovierte Sprachwissenschaftlerin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Studienzentrum der Evangelischen Kirche in Deutschland für Genderfragen in Hannover.
kristina.bedijs@sfg.ekd.de

BETTINA KLUGE

ist Professorin für Angewandte Sprachwissenschaft mit dem Schwerpunkt Spanisch am Institut für Übersetzungswissenschaft und Fachkommunikation der Universität Hildesheim.
klugeb@uni-hildesheim.de

DINAH K. LESCHZYK

ist promovierte und habilitierte Sprachwissenschaftlerin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Romanistik der Justus-Liebig-Universität Gießen.
dinah.k.leschzyk@romanistik.uni-giessen.de

²³ Vgl. Charles Bimbenet, Le mot du jour: *iel, iels* – pronom personnel, 17. 11. 2021, dictionnaire.lerobert.com/dis-moi-roberty-raconte-moi-roberty-mot-jour/pourquoi-le-roberty-a-t-il-integre-le-mot-iel-dans-son-dictionnaire-en-ligne.html.

²⁴ Vgl. Dennis Baron, A Brief History of Singular „They“, 4. 9. 2018, public.oed.com/blog/a-brief-history-of-singular-they.

²⁵ Vgl. Emma A. Bäck/Anna Lindqvist/Marie Gustafsson Sendén, *Hen*. Bakgrund, attityder och användande, in: Psykologiska rapporter från Lund 1/2018, www.psy.lu.se/sites/psy.lu.se/files/plr_1801.pdf.

²⁶ Vgl. Alain Lallemand, Décret sur la féminisation du discours: qu'en pense l'Académie? 22. 10. 2021, www.lesoir.be/402126/article/2021-10-22.

²⁷ Betty Birner, Is English Changing?, o.D., www.linguisticsociety.org/content/english-changing.

KEINE GRÖßERE HÜRDE ALS ...

Gendergerechte Sprache im Deutschen aus der Perspektive des Lehrens und Lernens

Kristina Peuschel

Die wissenschaftlichen Disziplinen Deutsch als Zweitsprache (DaZ) und Deutsch als Fremdsprache (DaF) beschäftigen sich mit dem Lehren und Lernen des Deutschen auf der Basis bereits vorhandener Kenntnisse in anderen Sprachen. Während sie ihrer Gründungsphase in den 1960er und 1970er Jahren überwiegend als praxisorientierte Disziplinen galten, haben sich DaZ und DaF inzwischen an den Schnittstellen von Linguistik, Pädagogik, Fremdsprachendidaktik, Spracherwerbsforschung sowie Kultur- und Literaturwissenschaften etabliert. Charakteristisch für die Verhandlung wissenschaftlicher Fragestellungen in Deutsch als Fremd- und Zweitsprache ist es, die Perspektive der Vermittlung und des Lehrens sowie des Lernens einzunehmen und zu fragen, welche Auswirkungen ein spezifisches Merkmal auf die Gestaltung und den Erfolg von Sprachlernprozessen für DaZ (innerhalb deutschsprachiger geografischer Räume beziehungsweise innerhalb der amtlich deutschsprachigen Länder und Regionen)⁰¹ oder DaF (außerhalb deutschsprachiger geografischer und politischer Räume) hat. Das spezifische Merkmal, um das es in diesem Beitrag geht, sind Sprachformen, die in Wissenschaft und Medien als gendergerechte Sprache verhandelt werden. Wie wirken sie sich auf Sprachlehr- und Lernprozesse in DaZ und DaF aus?

Diskurse über Sprache(n), Sprachgebrauch und Sprachnormen haben die Methodik des Lehrens und Lernens von Fremdsprachen und die Diskussion um (erfolgreichen) Zweitspracherwerb stets bestimmt. So sind Annahmen über die Funktion von Sprache eine Grundlage für Annahmen über das Lernen von Sprachen. Historisch folgt die Praxis des Lehrens und Lernens von Sprachen sich verändernden gesellschaftlichen Bedingungen und Notwendigkeiten. Das kann auch in der Geschichte der Fächer DaZ und DaF deutlich nachvollzogen werden.⁰² Vorschläge zum

Lehren und Lernen der Fremd- und Zweitsprache Deutsch spiegeln die verschiedenen Perspektiven auf die Funktion(en) von Sprache(n) in der sich diversifizierenden deutschsprachigen Gesellschaft wider. Für gendergerechte Sprache gilt: „Ein am aktuellen Sprachgebrauch orientierter DaF-Unterricht kann die Entwicklungen der letzten Jahre nicht ignorieren und sollte Lernenden helfen, sich in der Vielfalt der derzeit koexistierenden Formen zurechtzufinden.“⁰³ Wie gendergerechte Sprache in den Disziplinen DaZ und DaF verhandelt wird, ist Gegenstand der folgenden Ausführungen.⁰⁴

ALLGEMEINE SPRACHLICHE HERAUSFORDERUNGEN

Prinzipiell kann davon ausgegangen werden, dass alle sprachlichen Formen Gegenstand von Sprachlernprozessen und/oder institutionalisierten Sprachvermittlungsprozessen sein können – so auch gendergerechte Sprache. Als Schreib- und Sprechweise ist gendergerechte Sprache Teil (und kontroverser Gegenstand) des aktuellen Sprachgebrauchs. Lehrpersonen und angehende Lehrkräfte setzen sich mit gendergerechten Verwendungsweisen im gesprochenen und geschriebenen Deutsch auseinander, Beispiele gendergerechter Sprache werden in Lernmaterialien systematisch aufbereitet oder auch in Sprachprüfungen verwendet. Noch ist dies nur in Ansätzen der Fall, da das Für und Wider gendergerechten Sprachgebrauchs, parallel zum gesellschaftlichen Diskurs, auch in der Fachdisziplin DaZ/DaF noch nicht ausdiskutiert ist.

Deutsch gilt gemeinhin als schwierige Sprache, und tatsächlich weist das Deutsche in vielen Bereichen eine eigene Komplexität auf – sei es in der Phonetik, der Wortschreibung oder der Wortstellung im Satz, um nur drei zu nennen. Als typische, aus dem Sprachsystem heraus resultierende Problembereiche für Deutschlernende unterschiedli-

cher Erstsprachen gelten unter anderem das Genusssystem mit der Realisierung grammatischer Kongruenz in Nominalgruppen, die bestimmten Artikel *die*, *der* und *das*, die Präpositionen, die Flexion der Nomen, Adjektive und Verben, Nebensätze, aber auch Charakteristika des sprachlichen Handelns auf Deutsch.⁰⁵

Das Lernen einer Sprache ist jedoch nicht gleichzusetzen mit dem Lernen von Regularitäten des Sprachsystems. Während sprachsystematische Beschreibungen helfen, einzelne Phänomene besser zu verstehen und die zu lernende Norm gegebenenfalls auch besser erklären zu können, folgen Sprachlernprozesse als individuelle kognitive sowie als gesellschaftlich wirksame Prozesse anderen Regularitäten. Abhängig von zahlreichen Faktoren – etwa persönlichen Lernvoraussetzungen (vorhandene Sprachkenntnisse, Alter, kognitive Fähigkeiten, Lernerfahrungen), institutionellen Bedingungen (Kindergarten, Schule, Erwachsenenbildung), sozioökonomischen Faktoren und biografisch-sozialen Einflüssen (unterstützte Zuwanderung, Flucht- und Zwangsmigration, Aufwachsen in mehrsprachigen Familienkonstellationen) – sind Sprachlernprozesse individuelle dynamische Prozesse. Diese führen im Idealfall zu zunehmend kompetenten Sprecher:innen des Deutschen, die an immer komplexeren privaten und gesellschaftlichen Diskursen in der neuen Sprache teilhaben können.

01 Zur Setzung des Begriffs der „amtlich deutschsprachigen Regionen“ als Ersatz für den Begriff „deutschsprachige Länder“ und zum Spannungsverhältnis zwischen amtlicher und faktischer Ein- und Mehrsprachigkeit vgl. İnci Dirim Dirim, Umgang mit migrationsbedingter Mehrsprachigkeit in der schulischen Bildung, in: Rudolf Leiprecht/Anja Steinbach (Hrsg.), Schule in der Migrationsgesellschaft. Ein Handbuch, Bd. 2: Sprache – Rassismus – Professionalität, Schwalbach/Ts. 2015, S. 25–48.

02 Vgl. Claus Altmayer et al., Das Fach Deutsch als Fremd- und Zweitsprache als wissenschaftliche Disziplin, in: dies. (Hrsg.), Handbuch Deutsch als Fremd- und Zweitsprache: Kontexte – Themen – Methoden, Berlin 2021, S. 3–22.

03 Angela Lipsky, Geschlechtergerechte Sprache und Sprachwandel im Deutschen: auch ein Thema für DaFi, in: Deutsch als Fremdsprache 3/2021, S. 131–140.

04 Zum Desiderat der Beschäftigung mit der machtvollen Kategorie „Gender“ in den Fächern DaZ und DaF vgl. Kristina Peuschel, Aspekte von Gender in der Sprach(aus)Bildung Deutsch (als zweite, dritte und Folgesprache), in: İnci Dirim/Anke Wegner (Hrsg.), Normative Grundlagen und reflexive Verortungen im Feld DaF_DaZ*, Leverkusen 2018, S. 344–362.

05 Vgl. Ludger Hofmann, Deutsche Grammatik – Grundlagen für Lehrerbildung, Schule, Deutsch als Zweitsprache und Deutsch als Fremdsprache, Berlin 2014², S. 579ff.

Die Charakteristika des Deutschen, die aus verschiedenen linguistischen Perspektiven heraus detailliert und auf Basis sprachvergleicher Analysen beschrieben wurden, können sich als Schwierigkeiten beim Deutschlernen zeigen. Das heißt, sie stellen DaZ/DaF-Lernende vor Herausforderungen in der Rezeption, Produktion und Interaktion im mündlichen wie im schriftlichen Modus des Sprachgebrauchs. Insgesamt hat gendergerechte Sprache hieran jedoch einen recht geringen Anteil. DaF/DaZ-Lernende sind zunächst mit basalem Wortschatzerwerb, mit der Position und den Formen des Verbs im Satz oder Herausforderungen im Hörverstehen sowie der Aussprache beschäftigt. Allerdings spielen Personenbezeichnungen (*Kind*, *Mann*, *Frau*, *Schwester*, *Bruder*, *Arzt*, *Ärztin* und so weiter) und Beziehungen zwischen Personen (*meine/deine/ihre/seine/ihre Schwester*) vor allem zu Beginn von Sprachlernprozessen eine große Rolle. Hier würden sich also recht schnell Chancen und Schwierigkeiten gendergerechter Sprache im Deutschen zeigen können (*die Ärztin*, *die Ärztinnen*, *die Ärzt:innen*). Es kann davon ausgegangen werden, dass gendergerechte Sprech- und Schreibweisen jedoch nicht per se eine Schwierigkeit darstellen. Nicht jedes potenziell schwierige Strukturmerkmal des Deutschen wird auch zwangsläufig zur (unüberwindbaren) Hürde.⁰⁶

GENDERGERECHTE SPRACHE ALS HERAUSFORDERUNG

Das Ziel gendergerechter Sprache ist es unter anderem, die Trennung von Sprachsystem und Sprachgebrauch zu durchbrechen und sprachliches Handeln als Teil der (Re-)Produktion von gesellschaftlichen Strukturen anzusehen. Unter gendergerechter Sprache werden in Hinblick auf nominale Personenbezeichnungen im Gegensatz zum sogenannten generischen Maskulinum daher Formen des Splittings (Beidnennung der grammatisch maskulinen und femininen Formen, entweder als Paarform oder durch Segregation der Suffixe), der Neutralisierung (ohne Genderreferenz, beispielsweise durch Partizipienbildung), das generische Femininum (als symbolische Umkehrung des generischen Maskulinums) sowie weitere Formen (im Wort wandernde Unterstriche, *x*-Endungen und anderes mehr) gefasst.

06 Vgl. Doreen Bryant, Die deutsche Sprache aus der Lernendenperspektive, in: Altmayer et al. (Anm. 2), S. 124–147, hier S. 146.

Als wichtigste grammatische Informationen von Nomen gelten Genus, Numerus und Kasus. Klassischerweise beschäftigen sich DaZ/DaF-Lernende mit der grammatischen Kategorie Genus (maskulin/feminin/neutrum), wenn sie Nomen kennenlernen und Nominalgruppen sprachlich verarbeiten. Nomen sind spezifische Artikel (bestimmt/unbestimmt) zugeordnet, in denen in der Regel die Information zum Genus geliefert ist. Als flektierende Sprache hält das Deutsche im Bereich der Nominalflexion zahlreiche Regularitäten bereit, die Deutschlernende vor Herausforderungen stellen. Artikelwörter oder Pronomen in Sätzen bündeln die genannten grammatischen Informationen in nur einer Form. So kann die Form *der* die grammatischen Merkmale maskulin + Singular + Nominativ vermitteln (*der* Schlüssel). Dieselbe Form kann jedoch ebenso die Information feminin + Singular + Genitiv (*der* Schlüssel *der* Garage) oder feminin + Singular + Dativ (*der* Schlüssel *der* Garage gehört *der* Vermieterin) vermitteln. Die „Verschmelzung von Merkmalen in einem Flexiv wirkt sich erschwerend auf den Erwerb aus“,⁰⁷ zumindest auf den Erwerb des Systems der Nominalflexion im Standarddeutschen.

Aus der Perspektive von Lernenden scheint nun das Genusssystem des Standarddeutschen in Verbindung mit dem Kasussystem typischerweise herausfordernd zu sein. Unzählige Vorschläge zur Vermittlungsmethodik täuschen nicht darüber hinweg, dass das Lernen und der Erwerb von Flexionsregularitäten im Nominalbereich für Lernende über lange Zeit hinweg eine Quelle von Unsicherheit bleibt.⁰⁸ Die Wahl eines spezifischen Artikels für ein bestimmtes Nomen ist bei der Sprachproduktion das Ergebnis von Entscheidungen im Formulierungsprozess. Diese werden anhand von Regelwissen und/oder anhand von sich kognitiv entwickelnden Automatisierungsprozessen getroffen. Sprachlernende sind jedoch in der Regel keine Linguist:innen und sind auf (sprachlich) zugängliche Regularitäten, Erklärungen der Lehrperson oder Input durch Lehrmaterial angewiesen, um an Sicherheit zu gewinnen.

Als Ziel von Sprachlernprozessen kann die rezeptive, produktive und interaktionale Teilhabe an zunehmend komplexen zielsprachigen Dis-

kursen angenommen werden. Für den beginnenden Spracherwerb sind dies zunächst Diskurse über Themen der unmittelbaren Umgebung, die sich bei Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen in verschiedenen sozialen Settings stark unterscheiden können. Der Gemeinsame Europäische Referenzrahmen für Sprachen (GER)⁰⁹ definiert die ersten beiden Stufen sprachlicher Kompetenzen (A1 und A2) als „elementare Sprachverwendung“ (*basic user*). Die folgenden beiden Stufen B1 und B2 werden als Stufen der „selbstständigen Sprachverwendung“ (*independent user*) bezeichnet, die Niveaustufen C1 und C2 entsprechen einer „kompetenten Sprachverwendung“ (*proficient user*). Wie und an welcher Stelle es nun angemessen erscheint, gendergerechte Schreib- und Sprechweisen in die entsprechenden Lernprozesse einzuführen, ist nach wie vor eine offene Frage. Und wie können neben all den anderen relevanten linguistischen und inhaltlichen Themen und Lerngegenständen aktuelle Entwicklungen des Sprachwandels im Standarddeutschen in Bezug auf gendergerechte Sprache abgebildet, präsentiert, vermittelt und gelernt werden?¹⁰

Als ein Beispiel für Prozesse sprachlichen und gesellschaftlichen Wandels kann die obligatorische Angabe *m/w/d* gelten, ohne die aktuelle Stellenausschreibungen nicht mehr zulässig sind. Das offizialisierte und normalisierte *d* in Stellenausschreibungen kann als direkte Folge der Änderungen des Personenstandsgesetzes von 2018 sowie der Notwendigkeit, neue gesetzliche Grundlagen sprachlich repräsentiert zu wissen, gelesen werden. Werden nun im DaZ/DaF-Unterricht Lesekompetenzen beispielsweise mit Stellenanzeigen als Textsorte trainiert, was sehr üblich ist, müssen Lehrkräfte in der Lage sein, das *d* zu erklären, les- und verstehbar zu machen und als Lerngegenstand zu bearbeiten.

Während der Buchstabe, ganz ähnlich wie *w* und *m* leicht in seine Wortbedeutung aufgelöst werden kann, sind die mit „divers“ verbundenen Repräsentationen sehr wahrscheinlich Gegenstand längerer Lern- und Aushandlungsprozesse.

⁰⁹ Vgl. Council of Europe, Common European Framework of Reference for Languages: Learning, Teaching, Assessment – Companion Volume, Straßburg 2020, S. 36. www.coe.int/lang-cefr.

¹⁰ Vgl. dazu die Vorschläge in Karin Eichhoff-Cyrus, Feministische Linguistik im Unterricht „Deutsch als Fremdsprache“ (DaF), in: Katja Lochman/Heidy Margrit Müller (Hrsg.), Sprachlehrforschung. Festschrift für Prof. Dr. Madeline Lutjeharms, Bochum 2009, S. 125–135.

⁰⁷ Vgl. ebd., S. 133.

⁰⁸ Vgl. zum Beispiel Elke Montanari, Kindliche Mehrsprachigkeit: Determination und Genus, Münster 2010.

zesse – nicht nur im DaZ/DaF-Lernkontext. Der Diskurs darüber, was in der Kategorie „Gender“ als „divers“ verhandelt werden kann und soll, ist gesamtgesellschaftlich noch längst nicht abgeschlossen. Die Frage, die sich Sprachdidaktiker:innen und praktizierende sowie angehende Lehrkräfte nun stellen können (und gegebenenfalls auch sollten), ist: Wie können DaZ/DaF-Lernende dazu befähigt werden, in einer Sprache, die sie noch lernen, in biografischen Zusammenhängen, die sich zum Teil durch Flucht- und Zwangsmigration massiv verändern, aktiv an Ausschnitten zielsprachiger Diskurse zu partizipieren?

Die Rolle der Lehrenden für den Spracherwerb ist dabei kaum zu überschätzen. Deutschlernen auf Basis bereits vorhandener Sprachkenntnisse muss professionell angeleitet und unterstützt werden. Die Ausbildungs- und Arbeitsmarktsituation für DaZ/DaF-Lehrkräfte ist jedoch nicht bundeseinheitlich strukturiert, da sie keiner geschützten Berufsgruppe angehören. Die curricularen Grundlagen für die Ausbildung professioneller DaZ/DaF-Lehrkräfte reichen von länderspezifischen Regelungen zu (Zusatz-)Qualifikationen für Lehrkräfte im Schuldienst über Bachelor- oder Master-Studienangebote bis hin zu angebotsspezifischen Zulassungskriterien für Lehrkräfte in Integrationskursen des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge (BAMF). In diesem gesellschaftlich hoch relevanten Feld fehlen also noch immer verbindliche Professionsstandards. Gleichwohl wird in den Curricula der entsprechenden Sprachkurse detailliert vorgeschlagen, welche Inhalte und sprachlichen Mittel Gegenstand des Lehrens und Lernens sein sollen.

Für die Kategorie „Gender“ wird beispielsweise das Wissen um Gleichberechtigung der Geschlechter oder die Sensibilisierung für „potenzielle Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen Herkunftsland und Zielland hinsichtlich der rechtlichen und gesellschaftlichen Stellung von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Transsexuellen und Intersexuellen (LGBTI), z. B. in Bezug auf gleichgeschlechtliche Lebensweisen“ im Rahmencurriculum für Integrationskurse Deutsch als Zweitsprache angegeben.¹¹ Ohne die explizite oder implizite Verwendung von gendergerechter Sprache können diese Themen in einem Sprachkurs

kaum angemessen bearbeitet werden. Hier und auch bei weiteren Entscheidungen im Laufe eines Sprachkurses sind nun Lehrkräfte gefordert, aus der Vielzahl der sprachlichen Möglichkeiten, gestützt durch Fachwissen, professionelle Expertise sowie aktuelle Lehr- und Lernmaterialien diejenigen Diskursschnitte anzubieten und mit den Lernenden zu erarbeiten, die eine zunehmend kompetente gesellschaftliche Teilhabe ermöglichen.

Aus diesen Gründen und auch aus Mangel an Spracherwerbsstudien zu Fragen, wie Sprachlernende verschiedene Schreibweisen lesen oder Sprechweisen verstehen – ob es für sie also einen Unterschied macht, ob von *Lerner*innen*, *Lerner/-innen*, *LernerInnen*, *Lernenden*, *Lerner:innen* oder *Lernern und Lernerinnen* die Rede ist –, soll an dieser Stelle der Umweg über die Perspektiven angehender sowie aktiver DaZ/DaF-Lehrkräfte gegangen werden, um sich einer Antwort anzunähern.

EINSTELLUNGEN DER LEHRKRÄFTE ZU GENDERGERECHTER SPRACHE

Im Rahmen einer Studie haben wir kürzlich untersucht, wie Studierende der Fächer DaZ und DaF – also angehende Lehrkräfte, deren Rolle für die Auswahl und Vermittlung von Diskursschnitten für Sprachlernprozesse zentral ist – zum Gebrauch von gendergerechter Sprache in Wissenschaft und Unterrichtspraxis stehen.¹² Hierfür wurden Studierenden (n = 51) verschiedene Varianten gender(un)gerechten Sprachgebrauchs nominaler Personenbezeichnungen im geschriebenen Deutsch präsentiert. Anschließend wurden sie gebeten, sich über die vorgegebenen Emotionen Interesse, Begeisterung, Zufriedenheit und Freude als positive Gefühle, Wut, Überforderung, Druck und Verlegenheit als negative Gefühle und Skepsis, Gleichgültigkeit und Langeweile als neutrale Gefühle dazu zu positionieren.¹³

¹² Vgl. Kristina Peuschel/Laura Schmidt, Gendergerechte Sprache in Deutsch als Fremd- und Zweitsprache: Einstellungen von Studierenden zu ihrem Gebrauch in Universität und Unterrichtspraxis, in: Anika Freese/Oliver Niels Völkel (Hrsg.), *gender_vielfalt_sexualität(en)*, München (i. E.).

¹³ Die befragten Studierenden (84,3 Prozent weiblich, 15,7 Prozent männlich, 0 Prozent divers) hatten zum Zeitpunkt der Befragung durchschnittlich 5,5 Fachsemester studiert und waren im Schnitt 25,4 Jahre alt. Befragt wurden ausschließlich Lehramts-, Bachelor- und Master-Studierende, die bereits mindestens ein Fachpraktikum absolviert hatten, um in weiteren Analysen zwischen universitärer und unterrichtsbezogener Positionierung in Bezug auf gendergerechte Sprache eingehen zu können.

¹¹ Bundesministerium des Innern/BAMF/Goethe-Institut, Rahmencurriculum für Integrationskurse Deutsch als Zweitsprache, Berlin 2016, S. 29, S. 53.

Als Impuls für die Positionierung wurden Fußnoten aus wissenschaftlichen Publikationen vorgestellt, in denen der jeweilige genderbezogene Sprachgebrauch erklärt wird. Der Text einer Fußnote lautete zum Beispiel: „Aufgrund der besseren Lesbarkeit ist in diesem Buch mit Schüler auch immer Schülerin gemeint.“ In einer anderen Fußnote stand: „Die vorliegende Arbeit bemüht sich um eine gendergerechte Schreibweise. Durch Sternchen gekennzeichnete Formulierungen verweisen auf männliche und weibliche Formen sowie auf solche jenseits dieser Unterscheidung.“ Im ersten Beispiel wird durch die Verwendung des grammatischen Maskulinums als generisches Maskulinum im Nomen *Schüler* davon ausgegangen, dass eine grammatische Kategorie (maskulin) in einer Personenbezeichnung (belebt, menschlich), für alle realen Personen aller Geschlechter Geltung beansprucht.¹⁴ Im zweiten Beispiel hingegen wird davon ausgegangen, dass eine veränderte Schreibweise auch eine veränderte Referenz ermöglicht, nämlich die Referenz auf alle Personen biologisch und/oder sozial männlichen, weiblichen und anderen Geschlechts. Die den Studierenden präsentierten Beispielsätze umfassten sieben verschiedene Varianten der Schreibung gender(un)gerechter Personenreferenzen: generisches Maskulinum, generisches Femininum, ausführliche Beidnennung, Sternchen, Binnen-I, Unterstrich und Mischformen.

Die Befragungsergebnisse ergeben erwartungsgemäß ein heterogenes Bild. Im Allgemeinen, also über alle Formen hinweg, zeigen die Studierenden gegenüber gegenderten Schreibweisen in Personenbezeichnungen keine starken Emotionen – weder positive noch negative. Viele zeigen sich skeptisch oder gleichgültig.

Die Verwendung der Sternchen-Schreibweise hingegen löst durchaus positive und neutrale Gefühle aus: Die am häufigsten benannte Emotion ist hier Zufriedenheit, gefolgt von Gleichgültig-

keit, schließlich Skepsis und Freude. Neben der Gleichgültigkeit als einem insgesamt stark vertretenen Gefühl zeigt der große Anteil der Nennungen von Zufriedenheit, dass diese Form der gendergerechten Sprache vergleichsweise hohe Zustimmung unter den Befragten auslöst.

Beim generischen Maskulinum überwiegt sehr deutlich das Gefühl der Gleichgültigkeit, gefolgt von Interesse und Skepsis mit einem kleineren Anteil an Zufriedenheit. Stärkere Gefühle, positiv oder negativ, werden selten genannt, eine Polarisierung der Studierenden in Bezug auf die Verwendung des generischen Maskulinums ist nicht erkennbar.

Die Ergebnisse der keineswegs repräsentativen Befragung weisen darauf hin, dass die befragten DaZ/DaF-Studierenden der Gesamthematik des gendergerechten Sprachgebrauchs kaum stärkere positive oder negative Emotionalität entgegenbringen. Zugleich zeigt sich jedoch auch, dass die Befragten sich (noch) keine eindeutigen Meinungen gebildet haben, was sich in den häufigen Nennungen von Skepsis und Überforderung, aber auch dem mitunter itemspezifisch sehr ambivalenten Antwortverhalten niederschlägt. Besonders interessant erscheint über die verschiedenen gendergerechten Sprachgebrauchsvarianten hinweg die Angabe von Überforderung. Denn Überforderung könnte als Form von Irritation die Auseinandersetzung mit einem Phänomen und eine klarere Positionierung zum eigenen Sprachgebrauch und zur eigenen Verwendung gendergerechter Sprache auslösen.

Eine ähnlich angelegte Studie unter international praktizierenden DaZ- und DaF-Lehrkräften zwischen 22 und 68 Jahren (n = 203) fördert anschlussfähige Ergebnisse in den Emotionen Gleichgültigkeit, Zufriedenheit und Skepsis, aber auch eine stärkere Polarisierung gegenüber spezifischen Schreib- und Sprechweisen zutage. In zusätzlichen qualitativen Analysen offener Antworten wird die Ablehnung gendergerechter Sprache eher grundsätzlich und ohne Ausnahmen begründet, „bei einer Befürwortung [sind] häufig Nuancen und Einschränkungen erkennbar“, zum Beispiel der Wunsch nach Vermeidung von Diskriminierung oder auch das Streben nach Gleichberechtigung.¹⁵

14 Zur Diskussion der Reichweite und Grenzen der Rezeption des sogenannten generischen Maskulinums vgl. Helga Kotthoff/Damaris Nübling, *Gender-Linguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*, Tübingen 2018, S. 91–126. Die Personenbezeichnungen im Satz „Forscher haben belegt, dass die Kursteilnehmer sich neue Wörter besser merken können, wenn Lehrer diese multimodal präsentieren“ kann zwar geschlechtsübergreifend (generisch) gelesen werden. Welche mentalen Repräsentationen beim Lesen entstehen und welchen Geschlechts die im Satz genannten Personen in dieser mentalen Repräsentation sind, sei aber den Lesenden dieses Textes überlassen.

15 Katharina Sophie Stark, *Gendergerechte Sprache im DaZ/DaF-Unterricht: Bewertung und Vermittlung durch DaZ/DaF-Lehrkräfte*, Masterarbeit, Universität Augsburg 2021, S. 70, <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssaar-76058-2>.

GENDERGERECHTE SPRACHE IN LEHR- UND LERNMATERIALEN

Neben der Befragung von Studierenden und Lehrenden kann auch der Blick auf Lehrmaterialien hilfreich sein, um etwas mehr über die Verwendung von gendergerechter Sprache in der DaZ/DaF-Praxis zu erfahren. Der Beitrag von etablierten Lehrmaterialien zur Vermittlung gendergerechter Sprache in DaZ und DaF darf insgesamt als recht gering eingeschätzt werden. So haben Lehrwerksanalysen seit den 1970er Jahren immer wieder geschlechterbinäre und stereotype Rollenbilder sowie die Dominanz der Verwendung maskuliner Schreibweisen in ihrer generischen Intention aufzeigen können.¹⁶ Auch wenn sich Beidnennungen in Aufgabenstellungen und die Einführung der Wortbildungsregel zur Bildung femininer Berufsbezeichnungen durchsetzen konnten, werden gendergerechte Schreibweisen, wenn überhaupt, nur in einzelnen Lehrwerken und in einzelnen Textausschnitten wie Werbe- und Zeitungstexten aufgeführt.¹⁷

Zwar bemühen sich Verlage, in neueren Lehrwerksgenerationen gesellschaftliche und sprachliche Vielfalt in Text und Bild so zu repräsentieren, dass diese weltweit einsetzbar wären, aber die ganze Breite des Diskurses zeigt sich vor allem in frei verfügbaren Materialien.¹⁸ Ob, wie und mit welchen Materialien geschlechtliche Vielfalt und sich etablierende Sprachgebrauchsweisen im DaZ/DaF-Unterricht thematisiert werden, hängt letztlich jedoch hochgradig von den jeweiligen Lehrkräften ab.

DISKURSBEFÄHIGUNG

Geschlecht und Sprache markieren und positionieren Menschen. Während sich in bestimmten gesellschaftlichen Bereichen die möglichen

Geschlechterpositionen zu verschieben scheinen und auch der Sprachgebrauch im Standarddeutschen hierzu langsam und unter großer medialer Aufmerksamkeit in Bewegung kommt, ist gendergerechte Sprache im Diskurs um das Lehren und Lernen von Deutsch (noch) kein Standardthema. Die Normierung und auch Normalisierung gendergerechter Sprache vollzieht sich äußerst langsam und unter erheblichem Gegenwind. Gleichwohl ist sie Ausdruck eines Teils gesellschaftlicher Diversität, die zunehmend stärker wahrgenommen, ausgehandelt und normalisiert wird. Der Diskurs um gendergerechte Sprache in Lernkontexten für DaZ und DaF spiegelt somit auch den gesellschaftlichen Diskurs um Norm und Normverschiebungen in Sprache, aber auch in Gesetzen und gesellschaftlichen Teilhabeoptionen für Menschen unterschiedlichster Charakteristika wider.

Die DaZ/DaF-Praxis ist weit davon entfernt, geschlechtliche Vielfalt im Deutschen inklusiv normalisiert zu repräsentieren und Lernenden beispielsweise neue Flexionstabellen als Lerngegenstand mitzugeben. Gleichwohl sollten, parallel zu Diskursen zur Abkehr von rassistischem Sprachgebrauch, auch genderdiskriminierende Schreib- und Sprechweisen aufgedeckt werden, um auch in Sprachlernkontexten eine Abkehr von nicht-inkluisiven und potenziell diskriminierenden Formen einzuleiten beziehungsweise zu ermöglichen.

Aus sprachdidaktischer Sicht gibt es für den Kontext des Deutschlernens keinen Grund, gendergerechte Sprachverwendung nicht auch als Lerngegenstand anzusehen und zu etablieren. Welche Chancen und (echten) Hürden damit verbunden sein können, ist jedoch noch nicht ausreichend untersucht. Unter dem Aspekt der Befähigung von Deutschlernenden, sich an aktuellen gesellschaftlichen Diskursen zu beteiligen, führt indes kein Weg auch an geschlechtlich konnotierten Themen vorbei, zu denen Lernende früher oder später Position beziehen können sollten. Andernfalls „kann man die Lernenden kaum auf die Rezeption authentischer Texte und die Heterogenität des aktuellen Sprachgebrauchs vorbereiten“.¹⁹

KRISTINA PEUSCHEL

ist Professorin für Deutsch als Zweit- und Fremdsprache und seine Didaktik an der Universität Augsburg.
kristina.peuschel@uni-a.de

16 Vgl. Kristina Peuschel/Inci Dirim, Migrationspädagogische Zugänge zum Umgang mit Sexismus in Lehrwerken für die Deutschvermittlung, in: Alisha M. B. Heinemann/Natascha Khakpour (Hrsg.), Pädagogik sprechen: die sprachliche Reproduktion gewaltvoller Ordnungen in der Migrationsgesellschaft, Stuttgart 2019, S. 153–168.

17 Vgl. Lipsky (Anm. 3), S. 136ff.

18 Während etablierte Lehrwerksverlage hier eher langsam voranschreiten, bieten manche frei verfügbare Open Educational Resources (OER) normalisiert gendergerechte Sprache an, zum Beispiel <http://grenzenlos-deutsch.com>.

19 Lipsky (Anm. 3), S. 139.

Herausgegeben von der
Bundeszentrale für politische Bildung
Adenauerallee 86, 53113 Bonn

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 20. Januar 2022

REDAKTION

Anne-Sophie Friedel
Julia Günther
Sascha Kneip
Johannes Piepenbrink (verantwortlich für diese Ausgabe)
Anne Seibring
Robin Siebert (Volontär)
apuz@bpb.de
www.bpb.de/apuz
www.bpb.de/apuz-podcast
twitter.com/APuZ_bpb

Newsletter abonnieren: www.bpb.de/apuz-aktuell
Einzelausgaben bestellen: www.bpb.de/shop/apuz

GRAFISCHES KONZEPT

Charlotte Cassel/Meiré und Meiré, Köln

SATZ

le-tex publishing services GmbH, Leipzig

DRUCK

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH & Co. KG,
Mörfelden-Walldorf

ABONNEMENT

Aus Politik und Zeitgeschichte wird mit der Wochenzeitung
Das **Parlament** ausgeliefert.
Jahresabonnement 25,80 Euro; ermäßigt 13,80 Euro.
Im Ausland zzgl. Versandkosten.
Fazit Communication GmbH
c/o Cover Service GmbH & Co. KG
fazit-com@cover-services.de

Die Veröffentlichungen in „Aus Politik und Zeitgeschichte“ sind keine Meinungsäußerungen der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb). Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autorinnen und Autoren die Verantwortung. Beachten Sie bitte auch das weitere Print-, Online- und Veranstaltungsangebot der bpb, das weiterführende, ergänzende und kontroverse Standpunkte zum Thema bereithält.

ISSN 0479-611 X



Die Texte dieser Ausgabe stehen unter einer Creative Commons Lizenz vom Typ Namensnennung-Nicht Kommerziell-Keine Bearbeitung 4.0 International.



APuZ

Nächste Ausgabe
8–9/2022, 21. Februar 2022

DIE BAHN



APuZ

AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

www.bpb.de/apuz